
R·H·E·I·N·G·A·U

F·O·R·U·M

Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur



9. Jahrgang
2/2000

ISSN 0942-4474

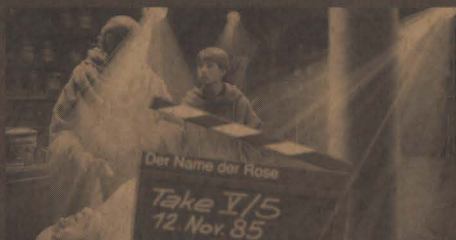
Herausgegeben von: Rheingauer Weinkonvent e.V.
Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer Heimatforschung e.V.
Freundeskreis Kloster Eberbach e.V.

Verantwortlich: Professor Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9, 65366 Geisenheim
Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg, 65366 Geisenheim

Im Namen der

Wir schreiben das Jahr 1327. Kloster Eberbach bei Eltville am Rhein. William von Baskerville, ist einem mysteriösen Fall auf der Spur – vor den Kulissen. Hinter den Kulissen sorgt die Jean Müller GmbH für Spannung. Und für Sicherheit. Nicht nur die Filmbranche setzt auf die NH-

Sicherungstechnologie der
Energieversorger, Schalt-



Jean Müller GmbH.
anlagenbauer und

Anwender aus aller
ten der Qualität und



Welt vertrauen seit Jahrzehnten
der Produktvielfalt. Und der

kompetenten Beratung durch hochqualifizierte Ingenieure. Sie unterstützen vor Ort die Einführung komplexer und kundenspezifischer Systemlösungen. Schützen auch Sie Mensch und Maschine zuverlässig mit modernster Technologie. Im Namen der Sicherheit. Mit den Produkten der Jean Müller.

Sicherheit

Jean Müller GmbH
Elektrotechnische Fabrik
Friedrichstraße 21
D-65343 Eltville am Rhein

Tel.: 06123/604-0
Fax.: 06123/604730
<http://www.jeanmueller.de>
E-Mail: sales@jeanmueller.de

JEAN MÜLLER 
Im Namen der Sicherheit

I M P R E S S U M

R · H · E · I · N · G · A · U F · O · R · U · M

Vierteljahres-Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur

Herausgegeben von den Gesellschaften:

RHEINGAUER WEINKONVENT E.V.

Gegründet 1971 in Kloster Eberbach.

Mitgliederzahl ca. 1000.

Geschäftsführung:

Wolfgang H. Ludwig, Rheinstraße 1, 65396 Walluf

GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER RHEINGAUER HEIMATFORSCHUNG E.V.

Gegründet 1956. Mitgliederzahl ca. 140.

Geschäftsführung:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,
65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 80 10

FREUNDESKREIS KLOSTER EBERBACH E.V.

Gegründet 1983. Mitgliederzahl ca. 200.

Geschäftsstelle:

Kloster Eberbach,

65346 Eltville, Telefon (0 67 23) 91 78 – 10

Redaktion:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,
65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 80 10

Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg,
65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 5 08 43

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Namentlich gezeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder. Leserbriefe sind willkommen. Die Redaktion behält sich jedoch die Entscheidung über Veröffentlichung und Kürzung vor.

Herstellung, Auslieferung und Bezug:

Druckerei Walter GmbH

65335 Eltville im Rheingau, Postfach 1562

Telefon (0 61 23) 60 16 - 0; Telefax (0 61 23) 60 16 53

Preise:

Einzelheft inklusive Versandkosten: 8,25 DM

Jahres-Abonnement (4 Schriften): 31,50 DM

Für die Mitglieder der drei Gesellschaften (Herausgeber) ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Bankverbindung:

Volksbank Eltville eG Kto.-Nr. 657 22 (BLZ 510 914 00)

Der Abonnementsbetrag ist per Einzugsermächtigung bis zum 31. März fällig. Kündigungen sind nur zum 31.12. eines Jahres möglich und müssen bis spätestens 30. Juni des betreffenden Jahres erfolgen.

Gerichtsstand ist 65343 Eltville im Rheingau.

Inhalt

Ferdinand Puhe
Eltville als Frühdruckstadt 3

Hubert Wolf
„Heinrich, nun sag, wie hast Du's
mit der Religion?“ 5

Josef Staab
Valentinus Molitor aus Rauenthal 12

Werner Lauter
Rosenkranz-Kreuz aus dem späten
Mittelalter 20

Ferdinand Puhe
Von Kamenz nach Reinhartshausen 22

Rolf Göttert
Vom rechten Maß aller Dinge 32

Anschriften der Autoren

Prof. Dr. Hubert Wolf, An der Basilika 8, 65375 Oestrich-Winkel

Dr. h. c. Josef Staab, Schloss Johannisberg, 65366 Geisenheim

Dr. Werner Lauter, Fuchsengasse 8, 65385 Rüdesheim

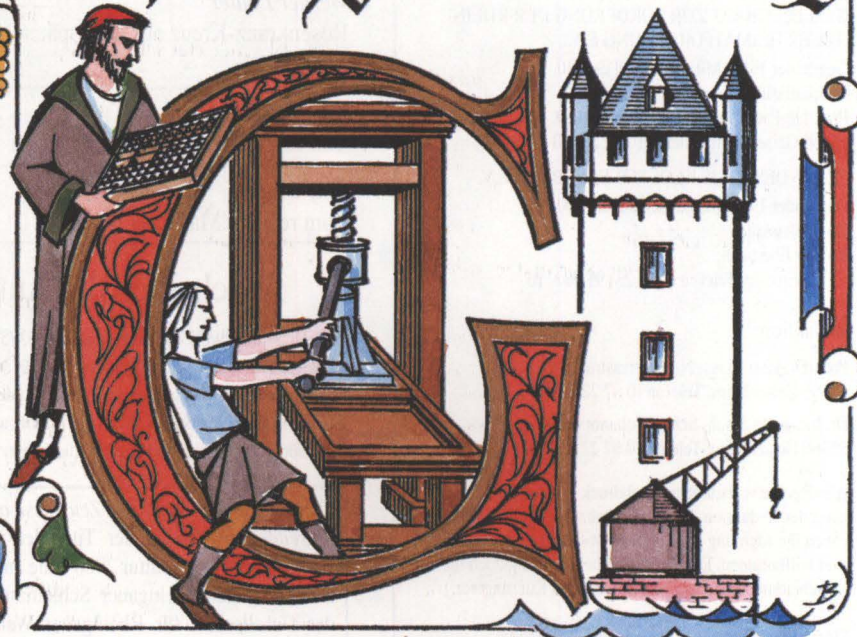
Ferdinand Puhe, Jahnstraße 13, 65346 Eltville am Rhein

Rolf Göttert, Niederstraße 1, 65385 Rüdesheim am Rhein

„*Rheingauer Weinkultur – Zeugnisse aus zwei Jahrtausenden*“ so lautet der Titel der neuen Schrift „Beiträge zur Weinkultur 2000“, die am 28. April zur Eröffnung der Rheingauer Schlemmerwochen von der Gesellschaft für Rheingauer Weinkultur mbH herausgegeben wurde. Mit dieser Schrift (Nr. 7) erfährt die beliebte Schriftenreihe eine wertvolle Bereicherung. Die Redaktion lag in den bewährten Händen von Prof. Dr. P. Claus und Dr. h.c. J. Staab. An weiteren Autoren konnten gewonnen werden: G. Becker, Prof. Dr. L. Gros, Dr. M. Laufs, F. Luschberger, Dr. Y. Monsees, W. Muno, W. Riedel, H. Scharhag, Pfr. K. Schmid und Sr. T. Tromberend OSB. Die Schrift behandelt auf 64 Seiten 25 Themen aus der Geschichte der Rheingauer Weinkultur, die mit 40 Bildern, davon 21 in Farbe, dem Leser anschaulich vermittelt werden. Das anprechende Bändchen kann bei allen einschlägigen Buchhandlungen im Rheingau sowie direkt beim Herausgeber, der Gesellschaft für Rheingauer Weinkultur mbH, Adam von Itzstein-Str. 20, 65375 Oestrich-Winkel, Tel. 06723/91757, Fax 06723/917591, bezogen werden.

Die Redaktion

Hommage für Johannes
Gensfleisch gen. Gutenberg



*um 1400 zu Mainz, †1468
Erfinder des Buchdrucks
mit beweglichen Lettern
kurfürstl. Hofmann zu Eltville

Faksimile-Druck auf der historischen Florentiner Druckpresse in der Gutenberg-Gedenkstätte der Kurfürstlichen Burg zu Eltville. Im Original gezeichnet und handcoloriert von Harald Bukor, Eltville.

Eltville als Frühdruckstadt

Vorstellung eines Bechtermünz-Blattes

In diesem Jahr wird an mehreren Orten des großen Erfinders gedacht, den die US-Presse zum „Mann des Jahrtausends“ erkoren hat, Johannes Gensfleisch zur Laden, nach dem Hof seiner Eltern auch Johannes Gutenberg genannt. Ausstellungen, Vorträge und Diskussionsforen finden nicht nur auf der linken Rheinseite statt. Hat doch die Stadt Eltville vielfachen Grund, den Mainzer Patrizier und Hofmann des Kurfürsten Adolf II. von Nassau zu ehren.

In Eltville besaß die Familie Gensfleisch ein Haus, in dem sie vermutlich auch Schutz suchte, wenn die Mainzer sich mal wieder gegen den in Eltville residierenden Kurfürsten erhoben, oder aber die Zünfte gegen die Patrizier. In Eltville war es auch, wo Johannes Gutenberg die einzige Ehrung seines Lebens zuteil wurde, als sein Landesherr ihn mit in Eltville ausgestellter Urkunde vom 17. Januar 1465 zu seinem Hofmann ernannte. Der Eltviller Pfarrer Leonhard Mengoss war es, der den Tod des Erfinders auf der Schlußseite eines von Peter Schöffler zu Mainz gedruckten Confessionale vermerkte: „Anno Domini MCCCCLXVIII uff sant blasius tag starp der ersam meister Henne Ginssfleisch dem got gnade.“ Zuvor aber war Gutenberg mit großer Wahrscheinlichkeit seinen Bekannten, den Brüdern Bechtermünz in Eltville bei der Einrichtung einer Druckwerkstatt behilflich und muß ihnen auch einen Teil seines Typenmaterials überlassen haben.

Die Familie Bechtermünz (auch Bechtermüntzer oder Bechtolfmünzer) war ebenfalls ein Mainzer Patriziergeschlecht mit Wohnsitz am heutigen Leichhof und begütert in Hechtsheim und Eltville. Else, die Tochter von Heinrich Bechtermünz, war mit Jacob Gensfleisch von Sorgenloch verheiratet,

einem entfernten Verwandten von Gutenberg. In ihrem Eltviller Haus an der Kirchstraße, dem ehemaligen Molsberger Hof, begannen die Brüder Heinrich und Nicolaus mit dem Druck eines lateinischen Wörterbuches, dessen Worterklärungen aber zu etwa einem Drittel auch in Deutsch erfolgten. Nach seinen Anfangsworten ist das Wörterbuch heute als „Vocabularius ex quo“ bekannt. Nach Aussage auf dem Schlußblatt des Buches, dessen einzig bekanntes komplettes Exemplar der Erstaussage sich in der Pariser Nationalbibliothek befindet, wurde der Druck am 4. November 1467 fertiggestellt. Damit ist Eltville neben Rom der sechsälteste Druckort. Die zum Druck verwandte Letter ist die Catholicon-Type, die bereits von Gutenberg zum Druck des „Catholicon“, eines lexikonartigen Lehrbuches, eingesetzt wurde. Da Heinrich Bechtermünz am 13. oder 15. Juli 1467 gestorben war, nahm sein Bruder Nicolaus den Wiegand Spieß von Ortenburg in das Unternehmen auf, mit dem er dann den Druck fertigstellte. Heinrich wurde in der Eltviller Pfarrkirche bestattet. Das Wörterbuch fand bei Schülern und Studenten gute Aufnahme, so daß 1469, 1472 und 1477 weitere Auflagen gedruckt werden mußten. Bei den beiden letzten Auflagen setzten Bechtermünz und Spieß allerdings eine neuentwickelte Type ein. Einige wenige Bibliotheken besitzen Exemplare dieser Auflagen.

Am 14. April 1889 berichtete der „Rheingauer Bürgerfreund“, daß die Eltviller Stadtgemeinde aus dem Nachlaß des Bibliophilen Heinrich Klemm, Dresden, ein Originalblatt der 1472er Auflage erworben habe. Dieses werde in der Bürgermeisterei aufbewahrt und auf Verlangen gezeigt. So wurde das Blatt nach einem Zeitungsbericht vom 5. Juli 1935 den Mitarbeitern einer

Original-Blatt
aus dem seltenen
„Vocabularius
ex quo“, gedruckt zu
Eltville von Nicolaus
Bechtermünze 1472.
Aus der National-
bibliothek in Paris,
angekauft 1883.

f f Drun? eyn prumē baūe Drunū eyn prūe
n q Drurire·iucken Jū prurigo·i·a cōr carnis
m q Druricus·i·scabiosus·grint ul' meküge
f q Druries Drurio Drorigo Idem·i·scabies
m s Druten? est aliqs de prucia eyn prupfz
f p Drucia est qdaz regio prupfzen lant
n t Psallere·i·exultaē iubilae ogaudē ul' cāta ē
m s Psalmus·i·cāticū dauid psalmos
m p Psalmista·i·dauid ul' quj cantat ul' facit
f p Psalmedia est canentis psalmoz
n s Psalteriū est liber psalmoz eyn salt l' lud?
f p Psalnicena capit' p mulie cātate psalmos
o t Pseudo·i·falsus ppetā bit
m s Pseudograph?·i·fals? scriptor q falsa descri
f p Pseudographia·i·talis falsa descriptio
m s Ptolomeus ē pm? rex egipcōz decoctū
f p Prifana aq decocta i ordea Prifaniū ordeū
m t Pubes est etas puei scz xiiij annoz Et ppe
pma infeior barba hoīs Et qsi pudēdoz nu
o t Pubeta·i·adolescens bes·iungbart
m s Pubaten?·by den heymelichen hapren
n p Pubae·voachsen Pubescē pubē Jde crescē
Puber est puer iā hñs pubē ul' q gnare p̄t
f t Pubertas est etas xiiij ānoz·iogenit
Pubertare·i·in pubertate esse ul' florere
f t Pubis est puer hñs pubē·i·barbam
a p Publicaē·offēbarn Publican? eyn offē
m s Public?·ca·cū·i·manifest? bar sunder
n s Pudere·schemen Pudella·quapt darzme
n s Pudenda sunt genitalia
Pudet ūbum mponale·psz schemet
m s Pudebundas·schemedibh ul'·schemhafftig
f p Pudibunda·schemende Ecīā est adūbiū
m s Pudicus·ca·cū·i·cast?·kusche ul' schemig
f p Pudicia·kuscheyt oder schemehyt

Mainzer Großdruckerei anlässlich ihres Betriebsausfluges nach Eltville vorgestellt. Dann findet sich noch ein Pressehinweis auf dieses Blatt im Jahre 1937. Bei der Ausstellung „500 Jahre Eltville Erstdruck“ im Jahre 1967 bedauert die Presse, daß sich unter den Exponaten kein Blatt des „Vocabularius ex quo“ befinde. Es scheint vergessen worden zu sein. Erst im Dezember 1999 gelang es dem Geschäftsführer des Burg-Vereins, Lothar Köhler, das wertvolle Stück in einem Tresor der Stadtkasse aufzuspüren. Das war nun Anlaß für

den Vorsitzenden des Burg-Vereins, Bürgermeister Bernhard Hoffmann, am 12. März des Gutenberg-Jahres 2000 das am gleichen Tag des Jahres 1472 fertiggestellte Blatt einem Kreis von Interessenten am Ort des Entstehens zu präsentieren. Ferdinand Puhe erläuterte den Anwesenden den historischen Kontext.

Anmerkung

Die Ausführungen basieren auf einem Aufsatz von Dr. Hermann Josef Peters, Eltville und der „Vocabularius ex quo“.

„Heinrich, nun sag, wie hast Du's mit der Religion?“

Vortrag in Winkel am 4. Dezember 1999 im Rahmen des Rheingauer Wein-Konvents.
Die Vortragsform ist bewußt beibehalten, auf Einzelnachweise wird verzichtet.¹

„Nun sag, wie hast du's mit der Religion?
Du bist ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hältst nicht viel davon
... Ach! wenn ich etwas auf dich könnte!
Du ehrst auch nicht die heil'gen Sakramente
... Zur Messe, zur Beichte bist du lange nicht
gegangen.
Glaubst du an Gott?“

So lautet die berühmte Gretchenfrage aus dem Faust, der Tragödie erster Teil. Und die Antwort, die Faust gibt, läßt sich leider nicht auf ein klares Ja oder Nein reduzieren:

„Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.
Wer empfinden,
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
... Und wenn du ganz in dem Gefühle selig
bist,
Nenn es dann wie Du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich hab keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.“

Eher umnebelt kommt man sich auch vor, wenn man eine Antwort sucht auf die Frage: Johann Wolfgang, wie hast du's mit der Religion? Goethe, glaubst Du an Gott? Auch hier kann die Antwort

kein klares Ja oder ein klares Nein sein. Der Dichter entzieht sich einer klaren Einordnung, er paßt in keine Schublade, er macht enorme Entwicklungen durch, seine Aussagen zum Thema Religion scheinen voller Widersprüche. Und es ist nicht vermessen, auch von religiösen „Wanderjahren“ zu sprechen.

Immerhin: Vor vierzig Jahren hätte ein katholischer Theologe noch genau gewußt, was er zum Thema Goethe und die Religion zu sagen hat. Das maßgebliche Lexikon für Theologie und Kirche faßt es 1960 prägnant zusammen: „Goethe weicht, wie überhaupt die deutsche Klassik, vom christlichen Glauben am entscheidenden Punkt ab: in der Anerkennung der Offenbarung Gottes durch die einmalige Gestalt des Jesus von Nazareth“. Die katholische Goethe-Kritik des 19. und 20. Jahrhunderts, repräsentiert durch die Jesuiten Alexander Baumgartner („Göthe“) und Friedrich Muckermann, konnte bei allem Verständnis und durchaus nicht platter Ablehnung letztlich doch keine große Sympathie für den Dichterfürsten empfinden. Auf ihrer dogmatischen Waage wurde er stets für zu leicht befunden: Ein Autor, dessen Vorstellungen von Religion so widersprüchlich und eigenwillig erschienen, der scheinbar so wenig für die objektive dogmatische und organisatorische Gestalt des römischen Kirchentums übrig hatte, mußte für den Katholiken ein Stachel im Fleisch bleiben. Orthodoxie war nicht die Stärke des Dichterfürsten, jeder kirchlichen Vereinnahmung entzog sich der unsichere Kantonist. Schon zu Lebzeiten entgegnete er den zudringlichen Bekehrungsversuchen seines Freundes Lavater mit

dem Ausspruch, er sei zwar kein Widerchrist und kein Unchrist, aber ein „dezidierter Nichtchrist“. Doch fügte er hinzu, er sei vielleicht der einzige „Christ, wie Christus ihn haben wollte“.

Und doch hätte die Gretchenfrage „Wie hältst du's mit der Religion?“ kaum jemand schwerer beantworten können als der Faust-Dichter Goethe. Zweifellos hat sein Werk eine religiöse Dimension; daß über ihre Deutung viel gestritten wurde, liegt nicht nur an den unterschiedlichen Interessen der Interpreten, sondern vor allem an jenen zumindest vordergründigen Widersprüchen, die Goethe so interessant machen.

Zweifellos hatte Goethe einen Sinn für das Göttliche. Das Verhältnis des Menschen dazu hat er in seinen grandiosen Jugendhymnen der Sturm und Drang-Zeit gestaltet: Die pantheistische Sehnsucht nach Einheit und Verschmelzung im „Ganymed“, die religionskritische Revolte im „Prometheus“ und wenig später den bleibenden Abstand zwischen dem Menschen und dem Göttlichen in „Grenzen der Menschheit“. Stellvertretend sei hier auf den Schluß der „Ganymed“-Hymne hingewiesen:

„Hinauf, hinauf strebt's
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenen Liebe,
Mir, mir!
In eurem Schoße
Aufwärts,
Umfangend umfängen!
Aufwärts
An deinem Busen,
Alliebender Vater!“

Daß ich erkenne was die Welt / im Innersten zusammenhält ... – das Streben Fausts ist auch Goethes unreligiöse Fragestellung. Faust wendet sich, weil ihm dies nicht gelingt, dem Okkulten zu – eine Reaktion, die gerade heute Konjunktur hat und gar nicht so verschieden ist von der Goethes, wie seine Faszination für die Astrologie zeigt, die er im berühmten Anfang von „Dichtung und Wahrheit“ nur halbherzig ironisiert. Goethes lebenslange Beschäftigung mit der Farbenlehre steht in einem religiösen Zusammenhang; er führte einen erbitterten Kampf gegen Newtons Entdeckung, daß das weiße Licht aus den Spektralfarben zusammengesetzt ist. Denn das Licht war für

ihn in der Tradition der Naturmystik ein Urphänomen, ein unteilbares Ganzes. Es sah darin eine Brücke zum „geheimnisvollen Urgrund der Dinge“, die nicht zerstört werden dürfe.

Zeit seines Lebens hatte Goethe einen Bezug zur Mystik: Im Gegensatz zu Rationalismus, Liberalismus und zu den Junghegelianern, für die „mystisch“ ein Schimpfwort für modernes Dunkelmännertum war, meint Goethe mit „mystisch“ einen Sinn für das „offenbare Geheimnis“ der Welt und des Lebens. In einem der Gedichte des West-östlichen Divans (1819/27) spricht Goethe den persischen Dichter Hafis an:

„Du aber bist mystisch rein
Weil sie dich nicht verstehn,
Der du, ohne fromm zu seyn, selig bist!
Das wollen sie dir nicht zugestehn.“

Die Mittel, die den Menschen dem Licht und der Gottheit öffnen, sind – bei Goethe wie bei Hafis – der Wein, die Liebe und die Poesie; in seiner Autobiographie nennt Goethe die Poesie ein „weltliches Evangelium“. „Das Verlangen nach realen Genüssen“ war es, was Heinrich Heine am West-östlichen Divan so faszinierte und Goethes Zeitgenossen aufgeregt tadelten. Diese Welt- und Lebenszugewandtheit Goethes wurde nicht selten als Heidentum angeprangert. Im hohen Alter hat er darauf ironisch geantwortet: „Ich heidnisch? Nun, ich habe doch Gretchen hinrichten und Otilien verhungern lassen-, ist denn das den Leuten nicht christlich genug? Was wollen sie noch Christliches?“ Ein deutlicher Protest gegen die moralistische Auffassung von Christentum in seiner Zeit.

Goethe ist ebenso entschieden für das Christentum vereinnahmt worden wie ihm andererseits jede Christlichkeit rigoros abgesprochen wurde – und seine eigene Einstellung zum Christentum hat viele Facetten. Die Bibel kannte er jedenfalls genau, Zitate und Anspielungen durchziehen sein ganzes Werk. Was Goethe am Christentum massiv störte, bringt eines der Venezianischen Epigramme aus dem Jahr 1790 auf den Punkt:

„Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge Duld ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mir gebeut. Wenige jedoch sind mir wie Gift und Schlange zuwider Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und das Kreuz.“



Das Gnadenbild von Nothgottes, seit 1813 in der Pfarrkirche von Rüdesheim, wo es Goethe am 1. September 1814 aufsuchte und wie folgt beschrieb: „Christus knieend, mit aufgehobenen Händen, etwa acht Zoll hoch, wahrscheinlich die übrig gebliebene Hauptfigur einer uralten Ölbergsgruppe, Kopf und Körper aus Holz geschnitzt. Das Gewand von feinem Leinenzeuge aufgeklebt, fest anliegend, wo die Falten schon ins Holz geschnitzt waren, an den rohen Armen aber locker, die Ärmel bildend und ausgestopft, das Ganze bekleidet und bemalt ... aus einer nicht unfähigen, aber ungeschickten Zeit.“

Und Jahrzehnte später schrieb er an seinen Freund, den Komponisten Karl Friedrich Zelter: „das leidige Marterholz, das Widerwärtigste unter der Sonne, sollte kein vernünftiger Mensch auszugraben und aufzupflanzen bemüht seyn.“ Mit diesen schroffen Formulierungen will Goethe mit Blick auf die antike Diesseitigkeit und Lebenslust gegen den christlichen Leidenskult ins Recht setzen. Heinrich Heine und Friedrich Nietzsche sind ihm darin gefolgt. Der späte Heine sagte sich aber von seiner Identifikationsfigur, dem „Heiden“ Goethe, gerade deswegen los, weil diese Christentumskritik als Lebenskonzept nicht mehr ausreichte; Heine bezog sich auf Hiob, als ihn die schwere Erkrankung in der „Matratzengruft“ festhielt.

Aber erkunden wir näher Goethes Haltung, nicht nur zur Religion, sondern genauer zum organisierten Kirchentum der christlichen Konfessionen.

Goethe war kein Freund konfessioneller Polemik. Im „Brief des Pastors zu ****“ läßt er diesen sprechen: „das Hauptelend der Intoleranz offenbart sich doch am meisten in den Uneinigkeiten der Christen selbst, und das ist was Trauriges. Nicht daß ich meine, man sollte eine Vereinigung suchen, das ist eine Sottise wie die Republik Heinrichs des Vierten. Wir sind alle Christen und Augsburg und Dortrecht machen so wenig einen wesentlichen Unterschied der Religion, als Frankreich und Deutschland in dem Wesen des Menschen.“ „Wer die Wege des Wortes Gottes unter den Menschen mit liebevollem Herzen betrachtet, der wird die Wege der ewigen Weisheit anbeten. Aber wahrhaftig weder Bellarmin noch Seckendorf werden euch eine reine Geschichte erzählen“. Von den konfessionellen Scharfmachern von katholischer (Bellarmin) wie von protestantischer Seite (Seckendorf) erwartete sich Goethe also nichts.

Ebenfalls in diesem Brief wird deutlich, was Goethe an der lutherischen Reformation zu schätzen wußte, obwohl er meinte, daß „der Anfang der Reformation eine Mönchszänkerei war, und daß es Luthers Intention im Anfang gar nicht war, das auszurichten, was er ausrichtete“. Was Goethe aber an Luther schätzte, ist typisch für ihn und hat im Kulturprotestantismus dann Schule gemacht: „Luther arbeitete, uns von der geistlichen Knecht-

schaft zu befreien; möchten doch alle seine Nachfolger so viel Abscheu vor der Hierarchie behalten haben, als der große Mann empfand. Er arbeitete sich durch verjährte Vorurteile durch und schied das Göttliche vom Menschlichen, so viel ein Mensch scheiden kann, und was noch mehr war, er gab dem Herzen seine Freiheit wieder und machte es der Liebe fähiger ... Warum lästert ihr ihre Messe? Sie tun zu viel, das weiß ich, aber laßt sie tun, was sie wollen, verflucht sei der, der einen Dienst Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist. Lieber Bruder, es wird täglich lichter in der römischen Kirche, ob's aber Gottes Werk ist, wird die Zeit ausweisen. Vielleicht protestiert sie bald mehr als gut ist.“ Die Individualität als Voraussetzung für wahre menschliche Begegnung sieht Goethe also durch die Reformation entscheidend gefördert.

Goethes bekannte Kritik am Protestantismus in „Dichtung und Wahrheit“ wirkt dagegen zunächst wie reiner Ästhetizismus: „Der protestantische Gottesdienst hat zu wenig Fülle und Konsequenz, als daß er die Gemeine zusammenhalten könnte; daher geschieht es leicht, daß die Glieder sich von ihr absondern und entweder kleine Gemeinden bilden oder, ohne kirchlichen Zusammenhang, nebeneinander geruhig ihr bürgerliches Wesen treiben.“ Doch geht die Kritik nicht ins Ästhetische; Goethes Hauptvorwurf lautet: „der Protestant hat zu wenig Sakramente, ja er hat nur eins, bei dem er sich tätig erweist, das Abendmahl“. Dem hält Goethe die Fülle des katholischen sakramentalen Lebens entgegen: Ehesakrament, Taufe, Beichte, Kommunion, Firmung und Letzte Ölung und die Priesterweihe als Ermöglichungsgrund für all dies begleiten den Menschen an den Wendepunkten seines Lebens. „Wie ist nicht dieser wahrhaft geistige Zusammenhang im Protestantismus zersplittert, indem ein Teil gedachter Symbole für apokryphisch und nur wenige für kanonisch erklärt werden!“ „Die Sakramente sind das Höchste der Religion, das sinnliche Symbol einer außerordentlichen göttlichen Gunst und Gnade.“ Nicht die Sehnsucht nach mehr Weihrauchschwaden, sondern das Interesse an einer Religion, die das Leben der Menschen nicht verfehlt, steht bei Goethe also im Vordergrund. Sie werden mir an dieser Stelle die Zwischenbemerkung erlauben, daß sich das

heute auch die Katholiken hinter die Ohren zu schreiben haben: nicht die Gemeindekirche als neues katholisches Ghetto, nicht noch so potenzierte Laiendienste halten die Kirche am Leben. Nur die sakramentale Mitte hält die Kirche zusammen. Wo keine Sakramente mehr gespendet werden, geht der Kirche das Leben verloren.

Daß man bei Goethe Passagen finden kann, wo er mit Sympathie die Sakramente beschreibt, darf aber nicht dazu verleiten, ihm Sympathien für den Katholizismus allgemein zu unterschreiben. Nicht nur charakterisierte er auf der Italienreise das Auftreten des Papstes und die lateinische Messe teilweise als „Pfaffen Mummery“ und „Hockuspokus“, schwerer wiegt der Bruch mit Friedrich Schlegel wegen dessen Übertritt zum Katholizismus und die strikte Ablehnung des katholischen Eucharistieverständnisses. Nach Lutherart ärgerte er sich über das „Babel Rom“ und meint noch 1828, es habe „mit Christus nichts zu tun“, den man, käme er zurück, „auch zum zweiten Male kreuzigen würde“. Goethe hatte es nicht mit strenger Orthodoxie und Hierarchie.

Und doch schenkte Italien dem „großen Kind, das ich bin“ auch die Begegnung mit dem katholischen Volksleben. Bereits auf dem Weg in den Süden trifft Goethe auf das, was er selber den „Genius des äußeren katholischen Gottesdienstes“ nennt; er würdigt „Geschick, Geschmack und Konsequenz“ von Kirchenbauten der Jesuiten und den „Schauspielen der Jesuitenschüler“. Ist es Goethe damals nicht bewußt gewesen, daß er hier als Protestant die Hochform gegenreformatorischer Verkündigung bewunderte? Stets hat Goethe in eigentümlicher Weise auch katholische Phänomene verstanden – wenn sie nicht gegen seinen Geschmack und seine Individualität liefen. Noch in seinen allerletzten Lebenstagen hängt ein Zettel an der Tür des Weimarer Schlafzimmers: Es war Goethe aufgefallen, daß in den Zeitungen so lange nichts von den Jesuiten zu lesen war – was mögen die wohl wieder vorhaben ...

Doch zurück zur Italienreise. Goethe preist 1786 „Geschmack und Würde päpstlicher Zeremonien“ in Sankt Peter und verfolgt dort mit Ergriffenheit die Gesänge der Improperien in der Karfreitagsliturgie: „Ich hätte in dieser Stunde ein Kind oder Gläubiger sein mögen“. Den Heiligen

Vater beschreibt er an Allerseelen: „Die Funktion war angegangen, Papst und Kardinäle schon in der Kirche. Der heilige Vater, die schönste, würdigste Männergestalt, Kardinäle von verschiedenem Alter und Bildung. Mich ergriff ein wunderbar Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund auf tun und, von dem unaussprechlichen Heil der seligen Seelen mit Entzücken sprechend, uns in Entzücken versetzen. Da ich ihn aber vor dem Altare sich nur hin und her bewegen sah, bald nach dieser, bald nach jener Seite sich wendend, sich wie ein gemeiner Pfaffe gebärdend und murmelnd, da regte sich die protestantische Erbsünde, und mir wollte das bekannte und gewohnte Meßopfer hier keineswegs gefallen. Hat doch Christus schon als Knabe durch mündliche Auslegung der Schrift und in seinem Jünglingsleben gewiß nicht schweigend gelehrt und gewirkt; denn er sprach gern, geistreich und gut, wie wir aus den Evangelien wissen. Was würde der sagen, dacht' ich, wenn er hereinträte und sein Ebenbild auf Erden summend und hin und wider wankend anträte? Das »Venio iterum crucifigi!« fiel mir ein, und ich zupfte meinen Gefährten, daß wir ins Freie der gewölbten und gemalten Säle kämen.“

Im Italientagebuch, das für die Augen Charlotte von Steins bestimmt ist, heißt es „Wie freut es mich, daß ich nun ganz in den Katholizismus hineinrücke, und ihn in seinem Umfange kennenlernen“. Oder: „Man müßte, wenn man hier leben wollte, gleich katholisch werden, um teil an der Existenz der Menschen nehmen zu können“ Oder: „Was die Mutter Gottes für eine schöne Erfindung ist, fühlt man nicht eher, als mitten im Katholizismus“ Der Begeisterung für diese Erfindung hat er noch am Ende von Faust II Ausdruck gegeben: Fausts Seele wäre rettungslos verloren, schwebte Maria nicht mit ihrer Engelschar rettend herab: „Dir der Unberührbaren/ist es nicht benommen, daß die leicht Verführbaren/Traulich zu Dir kommen“, singt der Doctor Marianus. Und weiter: „Alle reuig Zarten,euch zu seligem Geschick, dankend umzuarten!/Werde jeder bessere Sinn/Dir zum Dienst erbötig!/Jungfrau, Mutter, Königin/Göttin bleibe gnädig!“ Gerade im Katholizismus zog das Ewig-Weiblich mächtig hinan.

Die vielen Meinungen und Ansichten Goethes zu Religion und Kirchentum klären sich noch

mehr im Blick auf seine eigene religiöse Entwicklung. In jungen Jahren haben ihn religiöse Fragen intensiv beschäftigt. In „Dichtung und Wahrheit“ berichtet er, wie er sich in seiner Heimat Frankfurt bei einem Hausegeistlichen dem Religionsunterricht widmet. „Den Katechismus, eine Paraphrase desselben, die Heilsordnung wußte ich an den Fingern her zu zählen, von den kräftig beweisenden biblischen Sprüchen fehlte mir keiner“. Doch ist die Enttäuschung groß, als er hört, daß der Geistliche „seine Hauptprüfung nach einer alten Formel einrichtet“. Ähnlich geht es bei der lutherischen Beichte. Goethe fühlt sich als Individuum nicht ernst genommen. Und darauf kam es ihm in religiösen Dingen vor allem an.

In einer Krisensituation nach dem Studium in Leipzig und einer schweren Erkrankung im Winter 1768/69 schrieb er seinem Freund Ernst Theodor Langer über seine Hinwendung zum Christentum: „Mich hat der Heiland endlich erhascht, ich lief ihm zu lang und zu geschwind, da kriegt er mich bey den Haaren.“ Aber schon im selben Brief heißt es: „Doch Sorgen! Sorgen! Immer Schwäche im Glauben.“ In dieser Zeit hatte Goethe auch Kontakte zu den Frankfurter Pietisten und dem Fräulein von Klettenberg, dem biographischen Modell für die „Bekenntnisse einer schönen Seele“ im „Wilhelm Meister“. Die Religiosität der Frankfurter Brüdergemeinde hinterließ einen tieferen Eindruck in ihm. Bedauernd trennte er sich dennoch von ihr, denn er war längst entschlossen, „zur Übung eigener Kraft“ und „mit dem besten Willen zu moralischer Ausbildung“ stark und tätig unter den Menschen zu leben: „Und da mir meine Neigung zu den heiligen Schriften sowie zu dem Stifter und den früheren Bekennern nicht geraubt werden konnte, so bildete ich mir ein Christentum zu meinem Privatgebrauch und suchte dieses durch fleißiges Studium der Geschichte und durch genaue Bemerkung derjenigen, die sich zu meinem Sinne hingeneigt hatten, zu begründen und aufzubauen.“

Bald darauf muß Goethe eine Wende durchgemacht haben. In seiner nicht erhaltenen Straßburger Dissertation von 1771 vertrat er eine aufklärerische Religionskritik, die gleichwohl keinen modernen Atheismus bedeutete, sondern, wie auch sonst in der deutschen Aufklärung, sich eher gegen die konkreten Verwirklichungen des Christentums

richtete. Seine Sicht Jesu kommt in einem Brief an Johann Caspar Lavater zum Ausdruck: „Bei dem Wunsch und der Begierde, in einem Individuo alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß dir ein Individuum genugthun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das du dein Alles übertragen, und in ihm dich bespiegelnd dich selbst anbeten kannst.“ Wie ein Zukunftsthema bringt der Dichter den Unterschied zwischen dem schöpferischen Vertrauen auf „Christus allein“ und einem rechthaberischen, fundamentalistischen Christus-Fetischismus zur Sprache. In einem Brief an Herder bezeichnete sich Goethe als „ein Heide“, an anderer Stelle gebrauchte er die paradoxe Formulierung: „Ich halte mich fester und fester an die Gottesverehrung der Atheisten.“

Jedenfalls blieb Goethe in religiösen Angelegenheiten ein Skeptiker. Im Alter schrieb er: „Hinter jedem steckt die höhere Idee; das ist mein Gott, das ist der Gott, den wir alle ewig suchen und zu erschauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht schauen.“ Er sah zwar in Natur und Leben „Tempel“ und „Gestalten“ Gottes, aber auch das Etikett „Pantheismus“ paßt für Goethe nicht wirklich, weil er keine Möglichkeit einer unmittelbaren Erkenntnis des Göttlichen sah.

Jede vorgegebene Dogmatisierung lehnte Goethe ab, er wollte seinen eigenen Weg finden. Später schrieb er darüber: „Ich studierte fleißig die verschiedenen Meinungen, und da ich oft genug hatte sagen hören, jeder Mensch habe am Ende doch seine eigene Religion, so kam mir nichts natürlicher vor, als daß ich mir auch meine eigene bilden könne, und dies that ich mit vieler Behaglichkeit. Der neue Platonismus lag zum Grunde; das Hermetische, Mystische, Kabbalistische gab auch seinen Beitrag her, und so erbaute ich mir eine Welt, die seltsam genug aussah.“

In hohem Alter stieß Goethe bei der Lektüre auf eine Sekte des vierten Jahrhunderts, die Hypsistarier; sie faszinierten ihn, weil sie „zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntniß käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren und, insofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältniß stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich Zeit-

lebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarier zu qualificiren.“

Goethe, der durch sein Selbstverständnis wie durch seine Nachwirkung an der Bildung des deutschen „Genie“-Konzeptes ganz wesentlich beteiligt war, setzte auf das Individuum, gerade auch gegen das naturwissenschaftlich geprägte und fortschrittsgläubige 19. Jahrhundert. Dazu gehört auch der Glaube an ein individuelles Fortleben nach dem Tod. Daß dies mit der Hoffnung auf den Fortbestand des eigenen Werkes verknüpft ist und daß Goethes Geistesaristokratismus es nicht jedem Menschen zugestehen wollte, zeigt die Grenzen seiner Auffassung des Individuums.

Heutige Interpreten Goethes sehen in seinem Umgang mit den geistlichen Dingen gerne eine „Gebastelte Religion“. In Goethes Suche nach einer eigenen Religion trete, so wird behauptet, ein Zug hervor, der heute zum Alltag vieler Menschen geworden ist. Religionssoziologen sprechen von „Patchwork-Religion“ oder „Bastel-Religion“ und sehen darin ein typisches Zeichen der Gegenwart in den Industrieländern westlicher Prägung: die Auswahl aus verschiedenen religiösen Überlieferungen – nach eigenem Geschmack oder eigener Verantwortung, bewußt und oft auch recht beliebig. Ob hierin wirklich die neue religiöse Modernität Goethes liegt? Wohl nicht. Die heutigen Esoterik-Wellen und ihnen verwandte Strömungen beruhen ja nicht auf einem reichen, umfassenden religiösen Wissen und einschlägigen Erfahrungen mit kirchlich geprägter Religiosität, wie es bei Goethe der Fall war. Wer sich heute seine Religion zusammenbastelt, bedient sich meist leicht zugänglicher Marktangebote, die das dumpf unbefriedigte religiöse Bedürfnis zu stillen versprechen. Der Dichterstern hätte darin wenig Individuelles entdeckt, eher einen neuen Kollektivismus, wie ja auch sonst kollektivistische Trends und Ideologien unser Jahrhundert geprägt haben. In dieser Hinsicht ist der Weimarer sowenig einer von uns, wie er einfach einer von seinen Zeitgenossen war. Der Weg zu Goethe ist immer der Weg eines einzelnen, der in seinem Werk dann ein Widerlager gegen die Kollektivismen der jeweils eigenen Zeit finden kann. Deshalb verfängt auch der Einwand nicht, uns Kinder des 20. Jahrhunderts trenne ein Abgrund von Angst und dem Empfinden der Tra-

gik der menschlichen Existenz von dem heiteren Weimarer. Dieser Abgrund der Katastrophen des nun glücklich zu Ende gehenden 20. Jahrhunderts hat bestenfalls die kollektive Goethetümelei obsolet werden lassen. Goethe selbst war Zeitgenosse und Zeuge der Französischen Revolution und ihrer Folgen. Diese Revolution war im Guten wie im Schlechten das Laboratorium der Moderne. Utopien und Visionen vom allgemeinen menschlichen Glück und unaussprechliche Grausamkeiten zugleich charakterisierten sie. Goethe wußte deshalb, was er tat, wenn er auf seiner persönlich unverwechselbaren Art beharrte: die kollektiven Menschheitsbeglucker und Menschheitszerstörer hatte er selbst schon vor Augen. Er läßt sich auch nicht bruchlos vom organisierten Kirchtum vereinnahmen. Er stellt ihm und uns allen aber die Frage, wieviel der Einzelne und sein Heil in Kirche und Welt denn gelten.

Offenbar läßt sich rational die Frage „Heinrich, bzw. Johann Wolfgang, wie hast du's mit der Religion“ nicht beantworten. „Es irrt der Mensch, so lang er strebt“. Vielleicht geht es uns jetzt nach dieser Erkenntnisbemühung zum Thema Goethe

und die Religion wie Faust im Studierzimmer, der enttäuscht ausrufen muß: „Da steh ich nun ich armer Tor, und bin so klug als wie zuvor ... Und sehe, daß wir nichts wissen können! Das will mir schier das Herz verbrennen.“ Vielleicht bleibt doch nur die marianische Hoffnung auf Erlösung, wie sie der Chorus mysticus am Schluß des Faust II besingt:

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.“

Anmerkung

¹ Der Vortrag verdankt wesentliche Anregungen dem Artikel von Cornelius Hell, Goethes Suche nach der eigenen Religion, in: Die Furche 34, 1999, mit dessen Thesen er sich zugleich kritisch auseinandersetzt. Vgl. auch: Peter Meinhold, Art. Goethe, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 4, Freiburg i. Br. 21960, Sp. 1065f; Wolfgang Frühwald, Art. Goethe, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 4, Freiburg i. Br. 31995, Sp. 816f (Lit.!); Rudolf Meyer, Goethe, der Heide und der Christ, Stuttgart 1999.

Valentinus Molitor aus Rauenthal

44. Abt von Eberbach (1600–1618)

Vade liber

*Tu deus ex multis, qui deligis fratribus unum,
Adfer opem et coeptis / annue quaeso meis.*

Du, Gott, der du aus vielen Brüdern einen erwählst, gewähre mit Hilfe,
so bitte ich, und sei meinem Vorhaben gnädig!

So betete Valentin Molitor anlässlich seiner Wahl zum Abt. Die Verse stehen in einem als „Elegia ad librum“ (Gedicht zu einem Buch) bezeichneten Preislied aus lateinischen Distichen, mit dem der „Catalogus Abbatum“ (Abtsverzeichnis) eingeleitet wird. Beide wurden herausgegeben von F. W. E. Roth. Wenn dieser aber schreibt, es sei eine Elegie auf den Tod des Abtes Valentin, so hat er sie offenbar nicht gelesen. Denn nach einer wortreichen Klage über Sorgen und Mühen eines Abtes, über schlaflose Nächte und Alpträume bis zur Versuchung, den Abtsstab zurückzugeben, geht Abt Valentin auf das 30jährige Wirken seines Vorgängers, des Abtes Philippus Sommer aus Kiedrich (zweimalige Namensnennung!) ein und schließt mit einem Chronogramm, das dessen Todesjahr 1600 enthält. Es folgen die bange Frage, wer wohl als nächster die Abtswürde erhält und die Schilderung des eigentlichen Wahlvorganges.

Die Elegie ist in der Ich-Form geschrieben, also von Valentin selbst verfaßt, und dem Catalogus als Geleitwort mitgegeben. Sie beginnt mit dem Vers:

Vade liber nostros aliis dicture labores¹

Geh' hinaus, mein Buch, andern von unseren Mühen zu künden!

Noch eine zweite Elegie ist erhalten geblieben und beginnt mit genau denselben Worten. Sie ist einem Briefband (Protocollum I missivarum ...) des Abtes Valentin vorgesetzt und von derselben Hand geschrieben. Während aber die Briefkopien von mehreren Schreibern stammen, wird der Catalogus vom Schreiber der Elegien fortgesetzt, aber *nicht* in der Ich-Form, hat also einen anderen Verfasser. Er beginnt mit Abt Ruthard (1136–1157) und endet mit Tod und Beerdigung von Abt Valentin, kann also von ihm selber wohl auch aus diesem Grunde nicht geschrieben worden sein.

Für die folgenden Ausführungen ist die zum Catalogus verfaßte Elegie unsere erste Quelle, der Catalogus selbst die zweite und umfassendste.

Eine dritte, bisher als Ganzes noch nicht veröffentlichte Quelle, stammt von einem unbekanntem Verfasser, der sie aus Urkunden und Denkmälern zusammenstellte, begonnen am 24. Sept. 1750. Sie trägt den Titel: „Abbatum Eberbacensium series chronologico-biographica“ (Chronologisch-biographische Reihe der Eberbacher Äbte). Die einzelnen Abschnitte dieser Quelle, in kursiv gesetzt, stehen quasi als zusammenfassende Überschrift über jedem Kapitel der folgenden Ausführungen. Zu bemerken ist noch, daß diese

Quelle schon die neue Abtzzählung aufweist, die wir im Wesentlichen den Forschungen von P. Hermann Bär (1742–1814) verdanken; die ältere Zählung bezeichnet Valentin als den 35. statt richtig den 44. Abt.

Die Abtswahl

Valentinus, 44. Abt 1600–1618. Ein Rheingauer aus Rauenthal mit Familiennamen Molitor, erwählt am 25. Juni 1600 unter dem Vorsitz des erlauchten Weber, Bischofs von Mysien (Mainzer Weihbischof) und des Abtes von Himmerod, Ambrosius Schneid, und kurz danach bestätigt. Den Stab empfing er in einem blühenden Alter (37 Jahre); er war von lebhaftem Naturell und wahrer Gelehrsamkeit, hingegen noch nicht gebührend von der Erfahrung geprägt.

Gemäß der Altersangabe beim Tod muß er 1563 geboren sein. Sein Familienname Molitor ist die lateinische Übersetzung von Müller. Dieser Name tritt in Rauenthal erstmals 1607 auf, der Name Molitor überhaupt nicht (Auskunft von Hans Wagner/Rauenthal). Offenbar hat also der Abt bei seinem Eintritt ins Kloster nach humanistischer Sitte seinen Namen latinisiert.

Die Elegie gibt seine Stimmung wieder, als er aus der Wahl als neuer Abt hervorging: „Am ganzen Körper bricht mir der kalte Schweiß aus. Bestürzt, konnte ich kaum den eigenen Namen wahrnehmen ... Es pulste das Blut im Herzen, am Rest des Körpers war nichts als Blässe. Was soll ich tun? Als die Kräfte in die Brust zurückkehrten, stand ich auf, den Abtsstab zu ergreifen.“ Dem eingangs zitierten Gebet fügte er noch an: „Lenke die Taten und weise mir den Weg durch deinen Wink ... Reiche mir, Christus, deine helfenden Hände, daß nicht übler Neid die jugendlichen Jahre präge und Zugang finde in mein Leben ...“ (Eine, wie das Folgende zeigt, reale Befürchtung). Die Brüder beglückwünschten ihn, führen ihn in ihrer Mitte unter Lobgesängen zu ihrem Tempel und singen dort Lieder nach gut verlaufener Wahl (sie war offensichtlich in nur einem Wahlgang erfolgt, woraus zu schließen ist, daß man einen gelehrten Abt wollte und Valentin trotz seiner Jugend seine Gelehrsamkeit bereits bewiesen hatte).

Jugendliches Ungestüm

So hat er, hingerissen von seinem Temperament wie auch beeinflusst von den Ratschlägen einzelner Gewährleute bzw. deren Eifer und Geschicklichkeit, seinen Landesherrn gleich zu Beginn schwer beleidigt, indem er seine und, wie er glaubte, auch des Ordens Rechte, mit einem geradezu unüberlegten Wagemut durchzusetzen versuchte.

Im seiner Paternität unterstehenden Zisterzienserinnenkloster Mariä Dalheim bei Mainz war die Äbtissin verstorben, und der Erzbischof von Mainz (Wolfgang von Dalberg) hatte Archiv und Vorratsräume versiegeln lassen. Abt Valentin glaubte, damit seien seine Befugnisse als Vaterabt verletzt, ordnete die Entfernung der Siegel an und setzte die neue, designierte Äbtissin in ihr Amt ein. Der Kurfürst setzte sie ab, ordnete eine Neuwahl an und setzte auch die zweite wieder ab. Er rügte Abt Valentin schriftlich und verbot ihm, im Kloster Dalheim irgendwelche geistlichen Funktionen auszuüben, die er den Jesuiten übertragen hatte. In dem als mild und gütig geschilderten Fürsten wuchs so der Groll, von Zeit zu Zeit von anderen noch geschürt.

Frater falsus – Visitation und Abtsweihe

Gleich darauf durch Wolfgangs Schicksal (Tod) der Gefahr entronnen, wurde der Abt durch Anklage eines falschen (Ordens-)bruders (frater falsus) beim neuen Landesherrn wiederum in einen Wirbel verstrickt. Daraus konnte er sich aber, nicht ohne Lob zu ernten, glücklich befreien. Denn als Johann Adam (von Bicken, der neue Erzbischof) eine Visitation des Klosters mit Untersuchung der Anklagen gegen den Abt verfügte, wurden die Verläumdungen eines wirren Menschen offenbar, und Valentinus erlangte nicht nur die Gnade des Landesherrn, sondern auch am 14. Oktober das Geschenk seiner Abtsweihe, die bis dahin verschoben worden war.

Dem neuen Landesherrn Johann Adam von Bicken huldigte der Rheingau auf einer Wiese bei Geisenheim. Auf der Rückfahrt per Schiff nach

Mainz stieg der Abt bei Reichartshausen zu und ließ eine Vespermahlzeit mit Wein „in schuldiger Ehrfurcht“ auftragen.

Nun plante man, um alles zu bereinigen, eine für den 21. August 1601 anberaumte Visitation des Klosters. Vor allem ein Ordensangehöriger, der wegen fleischlicher Verfehlungen eingekerkerte Anton Zingerling, hatte falsche Anschuldigungen gegen den Abt beim Fürsten erhoben. (Zingerling wurde nach langem Hin und Her bei der zweiten Visitation entlassen, fand in keinem anderen Kloster Unterkunft, ließ sich dann in Frankfurt nieder und heiratete.)

Die Visitatoren, an der Spitze Weihbischof Stephan Weber und Abt Ambrosius Schneid von Himmerod, unterzogen den ganzen Konvent einer Prüfung unter Eid. Rund 70 Fragen wurden behandelt. Nach 3 Tagen ging man auseinander. Offenbar fand man bezüglich Tugenden, Sitten und Verwaltung alles in Ordnung, so daß am 4. Oktober 1601 dem gewählten und bestätigten Abt endlich seine Weihe erteilt werden konnte durch den genannten Weihbischof Weber. Sie fand mit großer Feierlichkeit und unter Teilnahme der gesamten Umgebung in der Abteikirche statt.

Im August 1602 wird von einer weiteren Visitation durch den Abt Claudius Masson von Morimond (einer der 4 Primarabteien des Ordens) berichtet. Sie begann mit den Frauenklöstern in Mainz und dem Rheingau. Am Fest des hl. Bartholomäus (24. August) besuchte er Kiedrich wegen der am folgenden Sonntag stattfindenden Wallfahrt zum hl. Valentin, „wobei von Gott, dem dreimal höchsten und besten, gewaltige Wohltaten kommen und von den Ärzten nicht heilbare Krankheiten geheilt werden. Eine große Zahl Auswärtiger und Einheimischer eilt dort zusammen.“ Auf Bitten eines Einwohners von Kiedrich wurde der Abt von Morimond Pate von dessen Söhnchen und versprach ihm 10 Reichsthaler als Ehrengabe. In Eberbach selbst wurden visitiert der Weinkeller, die Bibliothek und das Dormitorium. Am 25. August besuchte der französische Abt mit großem Gefolge das (damals schon aufgehobene) Benediktinerkloster Johannisberg. Bei der Abreise hinterließ er einen großen, ziselierten und vergoldeten Kelch. Alle wurden nochmals „tüchtig mit edlem Wein gelabt“.

Wissenschaft und Bildung

Vorsichtig geworden durch die Ärgernisse der Anfangszeit hat er fürderhin viel Lobenswertes vollbracht. Junge Mönche mit glücklicheren Geistesgaben schickte er in das Kolleg der Mainzer Akademie. Damit sie nicht außerhalb der Vorlesungen allzu frei herumschweiften, hat er sie in Wohnung, Leben und Disziplin den Dominikaner-Patres unterstellt.

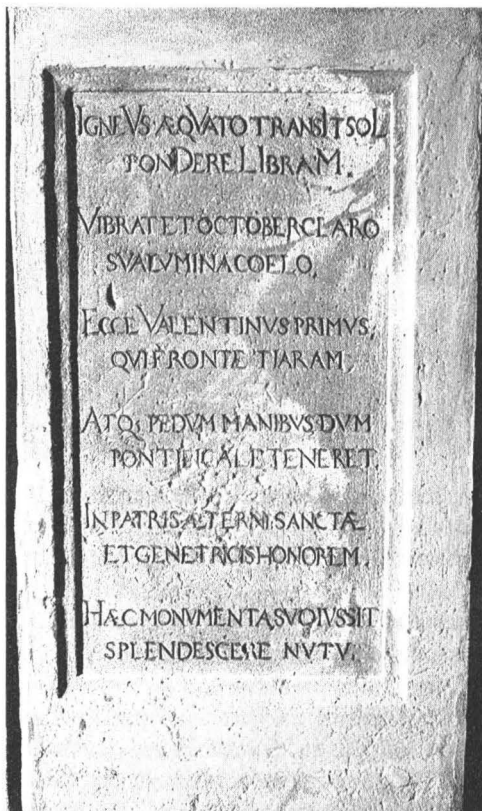
Die Weiterbildung dafür geeigneter Mönche war ihm wohl eine Herzensangelegenheit; weist doch schon die Latinisierung seines Familiennamens Müller in Molitor auf eine entsprechende Bildung in seiner Familie hin. Daß er die lateinische Sprache glänzend beherrschte, belegen die beiden Gedichte (Elegien); sie sind, wie schon bemerkt, in der Ich-Form geschrieben, also von ihm selbst verfaßt, wie auch die im Folgenden wiedergegebenen Verse am Hochaltar. Abt Valentin führte eine umfangreiche Korrespondenz, wovon sich 3 Bände mit Briefkopien (siehe Protocollum I) erhalten haben, eingeleitet mit dem zweiten, auch als Elegie bezeichneten Gedicht.

Der Eifer für dein Haus verzehrt mich (Joh. 12, 17)

Den Hochaltar unserer Kirche hat er in schönerer Ausführung neu erbaut und mit zwei schlanken, übergroßen ehernen Leuchtern geschmückt.

Altaraufbau und die Leuchter sind vergangen. Erhalten haben sich dagegen in der Kirche von Frauenstein – wohin sie nach der Säkularisation von Kloster Tiefenthal aus gelangt waren – die schwere romanische Mensa (Tischplatte des Altars) und zwei Sandsteinplatten mit Inschriften in lateinischen Hexametern, die Abt Valentin zum Schmuck des Altars anbringen ließ. Die erste Tafel enthält in einem Chronogramm das Jahr der Entstehung (1613) und in verschlüsselter Umschreibung das Datum der Errichtung: „Die feurige Sonne überschreitet die Waage bei ausgeglichem Gewicht“, also die Tag- und Nachtgleiche am 21. Sept. im Sternbild der Waage!

Die Inschrift der zweiten Tafel ist ein Lobpreis auf das Altarssakrament, die hl. Eucharistie:



Inschriften vom 1613 errichteten Hochaltar der Abteikirche, heute in der Kirche von Frauenstein.

Hic caput inclina latet hic animae medicina,
 Hic Deus est tantus natus de Virgine quantus,
 Languentium medicus, et verus animae cibus,
 Natus Dei patris, et filius Virginis matris.
 Salutis hic pastus, et verum Domini corpus.
 Sacrum alimentum, nobilissimumque sacramen-
 tum.
 Neig' hier dein Haupt, denn hier ruht verborgen
 das Heil deiner Seele,
 Hier zugegen ist Gott, so wie ihn gebar einst die
 Jungfrau,
 Arzt der ermattenden all, wahrhaftige Speise der
 Seele,
 Gottes des Vaters Sohn, und Sohn auch der Jung-
 frau und Mutter.
 Nahrung unseres Heils und wahrer Leib uns'res
 Herren,
 Heiliges Gastmahl bist du, du edelstes der Sakra-
 mente!

In seiner Eberbach-Kantate „Carmina Cister-
 censiensia“ hat Carl Witzel diesen Text zur 850 Jahr-
 feier des Klosters vertont (11. Stück, Quartett a ca-
 pella). Die geschliffene Sprache der kunstvoll ge-
 bauten Verse verrät auch hier wie in den Elegien
 denselben Autor, Abt Valentin selbst. Außer dem
 Hochaltar wird noch von weiteren Altären berich-
 tet, die er erbaute bzw. mit Geräten und Gewän-
 dern ausstattete.

Temporalia pro Deo bene dispensata ... (Eberb. Urk. von 1213)

*Den Bach, der den Klosterbezirk durchfließt, hat
 er durch eine beiderseitige Mauer gezähmt.*

Das benediktinische „Ora et labora“ (Bete und
 arbeite) weist auch dem Umgang mit den zeitli-

*Die von Abt Valentin 1610
erbaute Mühle in Kiedrich.*

chen Gütern (temporalia) seinen Rang im Klosterleben zu, wenn diese, wie wir in der oben zitierten Urkunde lesen, „für Gott gut verwaltet werden“. Unsere dritte Quelle gibt dazu nur den kurzen Hinweis auf die Regulierung des Baches, die in 2 Abschnitten 1603 und 1604 erfolgte in Verbindung mit einem Ausbau der Fischteiche. Die zweite Quelle berichtet ausführlicher über die wirtschaftlichen Unternehmungen des Abtes Valentin:

Der infolge seines Alters ruinös gewordene Hof Reichartshausen wurde neu errichtet, das Holz dafür in der Umgebung eingeschlagen. Man begann an Ostern 1602, und am 25. Juli waren Kapelle und Sommerhaus bereits eingedeckt.

Im Sumpfgebiet von Hof Draiss sind die Fischweiher erneuert, die einjährigen Erlen gefällt und der Garten schachbrettartig mit Obstbäumen bepflanzt worden.

Der Hof in Dromersheim bei Bingen brannte total ab.

Das Jahr 1604 verzeichnet Reparaturen am Hospital und den Neubau des Hauses im Geisgarten; ebenso wurden der Limburger Hof repariert, das Haus in Hallgarten von Grund auf neu errichtet wie auch die Scheune im Draiser Hof.

Ein schönes Denkmal hat sich Abt Valentin gesetzt mit dem Neubau der 2. Klostermühle in Kiedrich am Mühlberg, unterhalb der St. Michaelskapelle, einem der schönsten, durch die jetzigen Eigentümer liebevoll renovierten Fachwerkbauten des Rheingaus. Der reich geschnitzte Erker weist in einem Kranzmedaillon die Insignien des Abtes, Mitra und Stab, auf sowie in runder Kartusche seine Initialen:

V(alentinus) M(olitor) A(bbas),
begleitet von der Jahreszahl 1610.

Relativ breiten Raum nehmen die weinbezogenen Berichte ein. Vom Jahr 1601 lesen wir: „Die Weinlese erbrachte keinen edlen, sondern herben und sauren Wein“.



1602 wird von einem Frost am 1. Mai erzählt, der alle Hoffnungen auf die künftige Weinernte zerstörte. Der Steinberg jedoch habe nur geringen Schaden an Reben in Bodennähe erlitten und brachte viel Wein. Hagelschläge im Juli und August schädigten nur den Wald. Insofern war man mit der Ernte aller Früchte doch recht zufrieden.

1603 gab es im Februar Eisgang auf dem Rhein. Frühjahr und Sommer waren „unerbittlich heiß“, es gab Engpässe bei Getreide und Heu; in Oberolm (bei Mainz) brannte es „bei höchster Wassermot“. Am 10. Juli sind alle Weinberge des berühmten Weinortes Laubenheim (südlich von Mainz) durch ein gewaltiges Unwetter von Grund auf vernichtet worden. Die Weinlese zeitigte einen Spitzenjahrgang laut Herbstbericht:



Erker der Mühle mit Wappen.

„Vor dem 1. Oktober hat allenthalben bei heiterem und warmem Wetter die Weinlese begonnen. Die Trauben waren fürwahr so reif und honigsüß wie selten in den zurückliegenden Jahren. Und der daraus gekelterte Wein wurde – wie man unschwer glauben kann – von so vornehmer Art, wie es in diesem Jahrhundert kaum so bald einer sein wird“.

Obwohl auch die geerntete Menge beachtlich war, ist doch im ganzen Rheingau das Weingeschäft sehr gut gelaufen. Mittlere Qualitäten erbrachten 70 Gulden pro Fuder (zum Vergleich: der vorhergehende Jahrgang wurde zu 40 Gulden gehandelt), der süßere Wein jedoch einen weit höheren Preis, der nach geraumer Zeit noch anstieg. Mißbrauch dieses großen Weines führte aber auch zu unliebsamen Begebenheiten, wie Zänkerei, Streit und Mord – man wird unwillkürlich an ähnliche Vorfälle in Verbindung mit dem 1959er in unserer Zeit erinnert!

Wir lesen auch von neuen Entwicklungen in der Kellerwirtschaft, wenn es heißt: „Die rauheren und säurereichen Weine wurden vermischt (verschnitten) und so trinkbar gemacht“. Oder: „Gegen alle Gewohnheit wurde jeder Wein mittels Röhren (per canales) von der Kelter in die Fässer geleitet“, also Vermeidung des schädlichen Luftinflusses bei offenem Transport.

Abt Valentin galt nach dem Urteil der Zeitgenossen als guter Ökonom, der seine umfassenden Fähigkeiten einsetzte zum Wohl der Brüder wie der ruinösen Gebäude.

Von Besuchen, erwünschten und weniger angenehmen

Am 30. Oktober 1603 hatte der Abt unverhofft den Landesherrn Johann Adam zu Gast mit illustrierter Begleitung; auf Wunsch gab man ihm den neuen, köstlichen Wein dieses Jahres zu trinken. Mit zwei Fudern dieses Weines kaufte er sich anno 1604, während der Sedisvakanz des Mainzer Stuhles, bei den Stuhlverwesern von der periodischen Beherbergung der Jagdgesellschaft mit ihren Pferden und Hunden los.

Zum Besuch des Kurfürsten führt der Chronist der zweiten Quelle weiter aus, der Landesherr sei tief in der Nacht und übermüdet auf der Reise von

Lahnstein (wo Mainz einen einträglichen Rheinzoll erhob) nach Mainz ins Kloster eingefallen, und der frische und beste Nektar des Rheingaus habe ihn wieder erquickt, besonders der überaus edle vom Steinberg: Man pries ihn mit höchsten Lobsprüchen bis in den Himmel!

Bei der Sedisvakanz dreht es sich um den Zeitraum vom Tode des Erzbischofs Adam von Bicken (10. Januar 1604) bis zur Wahl seines Nachfolgers Johann Schweickard von Cronberg (17. Februar 1604). Die periodisch übliche Beherbergung der Jagdgesellschaft muß den Abt so schwer angekommen sein, daß er sich mit 2 Fudern (nach der zweiten Quelle sogar 3!) des köstlichsten Weines seiner Zeit davon loskaufte.

Die Reisen nach Citeaux

Zur fälligen Versammlung in Citeaux (Generalkapitel) beordert, saß er dort unter den Definitores und brachte die Vicariatsgewalt über die Klöster der Rheinischen Provinz mit nach Hause.

Es handelt sich um 2 Generalkapitel in Citeaux. Zum ersten wurde unter Androhung des Bannes am 5. Mai 1605 eingeladen. Abt Valentin wollte unbedingt teilnehmen, obwohl alle Mitbrüder ihm abrieten wegen der Gefährlichkeit der Fahrt dorthin. Schließlich verabschiedeten sie ihn mit 3 Dienern unter großen Trauerbekundungen auf die Reise. Als des Weges Unkundige verirrteten sie sich mehrmals, kamen auch mit Wölfen in Berührung und stießen eines Tages auf die Abtei Clairvaux, Eberbachs Mutterkloster.

Nach Auffrischung der matten Kräfte und geistlichen Gesprächen mit dem dortigen Abt ging es dann weiter nach Citeaux; dort waren 36 Abteien vertreten. Verhandelt wurde über den heiligen Dienst und was dazu gehört sowie über disziplinäre und rechtliche Fragen. Nachdem alles gut verlaufen war, dankte man Gott „für den ausgegossenen göttlichen Tau“ und rüstete zur Heimkehr (ad patrias lares), der Abt Valentin mit ängstlicher Sorge zustrebte. Daheim wurde der lang vermißte Vater mit übergroßer Freude empfangen.

1609 fand das nächste Generalkapitel in Citeaux statt, zu dem der Abt wiederum reiste, allerdings unter weit günstigeren Umständen. Wie-

derum zählte er unter die Definitores, die mit Vorbereitung und Durchführung des Capitels betrauten Männer.

„Es kann der beste nicht in Frieden leben ...“

Den Landgrafen von Hessen, der jenseits von Recht und Verträgen von Eberbach Ländereien requiriert hatte, zitierte er auf Anraten des Kurfürsten Johann Schweickard vor das Reichsgericht in Speyer und ertritt in einem Prozess die Immunität des Klosters. – Die heftigen Übergriffe seitens der Pfälzer hat er mit Hilfe desselben besten und weitesten Fürsten ebenso abwehren können.

Solche Übergriffe waren in den Ländern, die sich der Reformation angeschlossen hatten, an der Tagesordnung – auch die Vorgänger des Abtes hatten darunter zu leiden und klagten darüber. Die zweite Quelle berichtet über den Klosterhof in Mosbach (bei Wiesbaden-Biebrich), daß 1602 Pfarrer, Schultheiß und alle Bauern den Hof geplündert hätten, auch die Kirche und besonders deren Chor, wobei ein Schaden von 500 Goldgulden entstanden sei. Dort stand ein mit einer Madonna gezielter Altar; die Figur wurde verbrannt, der Altar von dem „Schulmeisterlein“ zu einem Hühnerstall umgebaut.

1603 kam es erneut zu Zwischenfällen bei der Zehnterhebung in Mosbach.

Geschenke erhalten die Freundschaft

Dem Kaiser Rudolf II, dem Kurfürsten Johann Schweickard und dem sehr frommen Herzog Wilhelm V von Bayern überließ der Abt auf Wunsch aus dem hiesigen Schatz heilige Reliquien und erhielt von letzterem als Gegengeschenk einen mit dem Bild des Gekreuzigten geschmückten Kelch. Es existieren auch von demselben Wilhelm eigenhändige Briefe an Abt und Konvent, mit denen er dieses sein Geschenk begleitete und ihnen für die ihm überlassenen Heiligtümer überreichen Dank sagte; er wurde in die heiligen Eberbacher Diptychen (Totengedenktafeln) aufgenommen.

Eberbachs Reliquienschatze müssen beachtlich gewesen sein; der Oculus memorie II zählt sie auf. Mit einer früheren Reliquien-Schenkung hat das Kloster eine bedeutsame Entwicklung in der Rheingauer Kunst- und Kulturgeschichte ausgelöst: Anfangs des 14. Jahrhunderts gab der damalige Abt die Schädelreliquie des hl. Valentin nach Kiedrich, um von seinem Kloster die durch einen Wallfahrtsbetrieb drohende Unruhe abzuwenden. So entstanden die Kiedricher Valentinus-Wallfahrt und in deren Gefolge die dortigen gotischen Kirchenbauten mit ihrem kostbaren Inventar.

Die Eberbacher haben sich aber von dem sehr beliebten Heiligen nicht ganz getrennt; denn der Oculus memorie II führt in seinem Reliquien-Verzeichnis auf fol. 18 v weitere 3 Partikel vom Leib des hl. Valentin auf.

Aeterna fruatur requie

Nachdem er noch viele andere Dinge hervorragend vollbracht hatte, wurde er, bis dahin ungeschwächt, anno 1617 von einer schweren Krankheit befallen, an der er, nicht glücklich versorgt und von einem schleichenden Fieber heimgesucht, im folgenden Jahre am 19. Januar starb. Er wurde 55 Jahre alt und war 18 Jahre Abt. Sein Grab fand er neben den anderen mit der gewohnten Inschrift.

Der Tod des Abtes liegt an der Schwelle zum 30jährigen Krieg, der dem Kloster noch arg zusetzen sollte. Begraben wurde er wie üblich im Kapitelsaal. Die Grabplatte ist Gott Lob erhalten und steht heute im nördlichen Seitenschiff der Abteikirche an 20. Stelle, gezählt von der Kreuzgangstür aus.

Sie zeigt den Abt in Lebensgröße, bekleidet mit faltenreicher Kulle, in der rechten Hand den Abtsstab, in der linken Buch und Rosenkranz. Links oben findet sich das Zisterzienser-Wappen (Stab und Rautenband), rechts das persönliche Wappen des Abtes, bestehend aus seinen Initialen V(alentius) M(olitor).

Das M ist überragt von einem Kreuz. Rechts (heraldisch links) neben dem Kreuz ist der Sandstein abgeplatzt; es muß sich da analog zu dem Wappen an der Kiedricher Mühle der Buchstabe A(bbass) befunden haben.



Grabplatte des Abtes Valentin in der Abteikirche Eberbach

Die Inschrift der Platte lautet in deutscher Übersetzung: „Im Jahre des Herrn 1618, am 14. Tag vor den Kalenden des Februar (= 19. Januar) starb der ehrwürdige Vater in Christo und Herr, Herr Valentin von Rauenthal, der erste dieses Namens und überaus sorgsamer 35. (richtig 44.!) Abt von Eberbach, dessen Seele die ewige Ruhe genießen möge (aeterna fruatur requie). Amen. (Im Protokollum I steht die irrije Angabe, er sei am Valentinustag, dem 14. Februar, gestorben – eine Fehlinterpretation des römischen Kalenderdatums).

Nostra Valentinus / claustra regenda subit

Valentin unternimmt es, unser Kloster zu leiten
(Elegie)

Dieses Wagnis mit dem bei seiner Wahl noch recht jungen Mann hat sich gelohnt: Wir haben mit Valentin Molitor einen – bei allen menschlichen Schwächen, die nicht verschwiegen werden – in jeglicher Hinsicht vorbildlichen Abt kennen gelernt: Als Vater seiner Klosterfamilie in geistlichen und geistigen Belangen, dazu als tüchtigen Ökonom in wirtschaftlichen Belangen, als Förderer von Wissenschaft und Kunst, begabt mit dichterischen Fähigkeiten, hochangesehen im eigenen Bereich und weit darüber hinaus – eine Zierde des Rheingaus und seiner Heimatgemeinde Rauenthal.

Der Chronist unserer zweiten Quelle bedauert, daß er das meiste mit Schweigen übergehen muß, was noch von dieses Abtes bewundernswerten Tugenden äußerst ehrenvoll gesagt werden kann. 18 Jahre habe er mit höchstem Lob regiert und sei von allen seinen Brüdern tief betrauert worden.

Literatur und Quellen

- Abbatum Eberbacensium series Chronologico-Biographica ex Diplomatis et coevis monumentis eruta et post quatuor secula in integrum restituta. HStAW 22, 628
- Arens, Fritz Victor: Eine Reise durch den Rheingau im Jahre 1660. Nass. Ann. 56/1936
- Catalogus ... Abbatum. Verf. des Catalogus war nach P. Hermann Bär der Eberbacher Pater Johann Schäfer oder Schöffler, geschrieben zwischen 1600 und 1618. HStAW 1098, II 8. Herausg. F. W. E. Roth, Fontes rerum Nassoicarum, Teil IV, Wiesbaden 1884, S. 124 ff.
- Die Äbte des Klosters Eberbach. Die Zisterzienser und Kloster Eberbach im Rheingau. Führer durch die Ausstellung. Wiesbaden/Eltville 1986, S. 43 f
- Meyer zu Ermgassen, Heinrich: Untersuchungen zur Abtserie von Kloster Eberbach im Rheingau. Nass. Ann. 85/1974
- Monsees, Yvonne: Die Inschriften des Rheingau-Taunus-Kreises. Die deutschen Inschriften 43. Bd. Wiesbaden 1997, Nm. 276/5, 565, 575
- Oculus memoriae II: HStAW 22, 436
- Protocollum I missivarum R. D. Valentini abbatis ab anno 1600 usque 1608 ... HStAW 22, 447

Bildnachweis

Bild 1, 2 u. 5: Thomas G. Tempel. Bild 3 u. 4: Paul Claus.

Anmerkung

¹ Die ersten Worte „Vade liber“ sind dem 1. Buch der Klagelieder (Tristia) I, 15 des Ovid entnommen. Freundl. Mitt. von Herrn Dr. G. Baschnagel/Geisenheim.

Rosenkranz-Kreuz aus dem späten Mittelalter

Fund auf dem Friedhof von Eibingen

Viele hundert Jahre lang gab es in Eibingen zwei Friedhöfe. Der eine war an der kleinen dem hl. Johannes dem Täufer geweihten Pfarrkirche, die ganz nahe dem Ortsausgang, an dem zur Anhöhe führenden Kuhwege stand. Sie „wurde, sam[m]t Kirchhof“ 1830 verkauft, „zwischen 1831–33 abgebrochen, und der ganze Raum zu einem Weinberge angelegt“ (1).

Der andere Friedhof gehörte zu dem 1148 errichteten Augustiner-Doppelkloster, das 1165 infolge von Kriegereignissen zum Teil verwüstet und verlassen dastand. Hildegard von Bingen ließ es instandsetzen und durch Benediktinerinnen vom Kloster Rupertsberg besiedeln. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde Kloster Eibingen im Zuge der Säkularisation aufgehoben. Gelände und Gebäudekomplex erwarb die Gemeinde Eibingen im Jahre 1831. Seitdem diente die ehemalige Klosterkirche als Pfarrkirche und der angrenzende „Totenhof“ (2) blieb Friedhof bis in die Gegenwart. Die ehemalige Kirche brannte 1932 ab, wurde aber bald wieder aufgebaut.

Dem Vernehmen nach fanden, je nach Rang, die adligen Nonnen des Konventes in der Kirche beziehungsweise auf dem Klosterfriedhof ihre Ruhestätte (3). Dort erinnern einige kunstvoll gearbeitete aber stark verwitterte Grabsteine – jetzt von Efeu überwuchert – an Begräbnisse aus fernen Zeiten. Das Gesinde wurde auf dem Ortsfriedhof beigesetzt (4).

Am 3. April 1999 (Karsamstag) hat der Verf. des vorliegenden Artikels, rund 22 Schritte von der Westseite der Pfarrkirche entfernt, ein kleines Kreuz entdeckt. Fast gänzlich mit Erde verkrustet, lag es auf einer Grabstätte und war bei Pflanzarbeiten plötzlich aufgefallen.

Dieses Kreuz ist 44 mm lang, 28 mm breit und wiegt nur vier Gramm. Die Breite von Längs- und Querbalken nimmt zum Schnittpunkt hin ab. Für Begutachtung und sachdienliche Gespräche danke ich Frau Dr. Hildegard Friß-Reimann, Fachbereich 13 – Deutsches Institut, Kulturanthropologie/Volkskunde, Johannes Gutenberg-Universität Mainz; Frau Dr. Mechthild Schulze-Dörrlamm, Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Mainz, und Herrn Uwe Herz von der dortigen Restaurierungswerkstatt.

Aufgrund der Oberflächenstruktur des Kreuzes kommen Elfenbein, Horn und Speckstein als verarbeitetes Material nicht in Frage. Dieses ließ sich eindeutig als Knochen bestimmen (Herr



Dieses kleine Kreuz am 3. April 1999 (Karsamstag) auf dem Grab von Luise / Hubert Wallenstein gefunden

Herz). Abgesehen vom oberen Ende weisen die anderen jeweils drei flache Einkerbungen auf. Fraglich, welche Funktion die sieben Bohrlöcher hatten. Diese wurden ungeschickt von der Rückseite her ausgeführt. Die obere Bohrung kann nicht direkt als Öse für das Tragen des Kreuzes um den Hals gedient haben; es hätte sich dann stets zur Seite gedreht. Heutzutage ist es vielfach Modesache, ein Kreuz zu tragen, was aber aus früheren Jahrhunderten nicht zu belegen ist. Vermutlich war es mit einem Draht aus Kupfer oder Bronze an etwas befestigt. Das im Laufe der Zeit korrodierende Metall führte zu einer grün-bläulichen Färbung, die oben beidseitig auftritt. Besonders diese Tatsache wird als Zeichen der Echtheit des Fundes gewertet. Auch ansonsten spricht alles für ein Originalstück. Auf der Vorderseite ist auf dem linken Querbalken unten ein Einschnitt von etwa 1,1 mm Tiefe, irrtümlich hervorgerufen durch eine schräg angesetzte feine Säge. Bearbeitungsspuren zeigen sich auch auf der Rückseite. Offenbar war an dem Kreuz kein Korpus aus Metall, sonst hätte sich die Korrosion ganzflächig ausgewirkt.

Gegen die Verwendung als Brustkreuz (Pektoriale) sprechen allein schon Material, geringe Größe und Schlichtheit der Gestaltung. Höchstwahrscheinlich stammt dieses Kreuz von einem Rosenkranz (Frau Dr. Frieb-Reimann). Die Art der Ausführung läßt zwar auf ein handwerkliches Einzelstück schließen, doch wurden Rosenkränze schon früh auch als Massenartikel u.a. aus Holz oder Knochen hergestellt und von Fernhändlern abgesetzt (5).

Die Entstehungszeit dieses kleinen Kreuzes ist frühestens ins späte Mittelalter zu datieren (Frau Dr. Schulze-Dörrlamm). Der Rosenkranz war Begleiter bei Prozession, Beichte und Kommunion, Hochzeit und Tod. Bis in die jüngste Zeit hat sich in katholischen Gegenden der Brauch erhalten, der oder dem Verstorbenen einen Rosenkranz mit in den Sarg zu geben, meist um die gefalteten Hände gelegt.

Das regelmäßige Rosenkranzgebet wurde gewiß im Kloster Eibingen gepflegt. Die ausdrucksvollen, Maria gewidmeten Lieder der heiligen Hildegard trugen zur Entfaltung der Marienverehrung bei. Ein im Jahre 1600 veröffentlichter Kupferstich stellt Hildegard von Bingen mit dem

Attribut des Rosenkranzes dar. Es handelt sich dabei um eine Gebetsschnur mit zweimal zehn Perlen und einem ovalförmigen Anhänger (6). Denkbar, daß seinerzeit das Zeichen des Kreuzes darauf zu sehen war. Die Einteilung der Ave-Maria-Gebete in Zehnergruppen läßt sich bei dem Kartäuser Heinrich von Kalkar (1328–1408) nachweisen. Ein Porträt des heiligen Johannes vom Kreuz (1542–1591) zeigt diesen Kirchenlehrer mit einem Rosenkranz. Das daran befindliche kleine Kreuz scheint eine gewisse Ähnlichkeit mit dem hier beschriebenen Fund zu haben (7). Im frühen Mittelalter setzt die Geschichte des Rosenkranzes ein, dessen Aussehen nach Zahl und Anordnung der Perlen sich im Laufe der Zeit veränderte. Bei der heutigen Form des Rosenkranzes handelt es sich um eine Schnur mit fünf mal zehn Ave-Maria-Perlen, unterteilt durch jeweils eine Vater-Unser-Perle. Eine Medaille vereint beide Enden. Daran hängt eine Schnur mit fünf Perlen, die mit einem Kreuz abschließt.

Das kleine Kreuz, eines der ältesten Zeugnisse aus der Zeit des einstigen Klosters Eibingen, hat die Jahrhunderte nahezu unbeschädigt überdauert und gelangte bei nachfolgenden Bestattungen durch das Ausheben und Zuschaukeln des Grabes allmählich wieder an die Oberfläche. An welcher Stelle sich das betreffende Grab genau befunden hat und wer damals dort beerdigt wurde, bleibt unbekannt.

Literatur

- (1) J. Zaun: Beiträge zur Geschichte des Landcapitels Rheingau und seiner vierundzwanzig Pfarreien. Wiesbaden: Molzberger 1879. Unv. Neudr. der Ausg. von 1879. Walluf bei Wiesbaden: Sändig 1973, S. 299.
- (2) Rheingau. Gemarkung Eibingen. Blatt 11 (Urkarte 1870/71). Für Ablichtungen sei Herrn Lappas vom Katasteramt Rüdeshheim am Rhein gedankt.
- (3) A. Schmitt: Rüdeshheimer Handbuch, Abschnitt „Eibinger Kirchhof“ (handschriftl.). Vgl. Zaun, a.a.O., S. 298. Aussage zu diesem Punkt bei beiden nicht ganz überzeugend.
- (4) Y. Monsees: Zum Bestattungswesen im Kloster Eibingen um 1800/04, in: Rheingau-Taunus-Heimatbrief 4. 1990, Nr. 3, S. 19.
- (5) Lexikon des Mittelalters. Bd. 6. 1993, Sp. 1782.
- (6) J. Wolfii I.C. [Johannes Wolf]: Lectionum memorabilium et reconditarum centenarii XVI. Lauingae 1600. Bd. 1, S. 397. Vgl. W. Lauter: Das Nachleben der heiligen Hildegard von Bingen. Fotoausstellung vom 14. bis 24. September 1979 im Sitzungssaal des Rathauses der Stadt Rüdeshheim am Rhein.
- (7) Lexikon für Theologie und Kirche. 2., neubearb. Aufl. 5. Band. Freiburg im Breisgau: Herder 1933, Sp. 510.

Von Kamenz nach Reinhartshausen

Die Hohenzollern in Schlesien und im Rheingau

Es ist das Haus Hohenzollern, das die soweit voneinander entfernt liegenden Schlösser Kamenz in Schlesien und Reinhartshausen im Rheingau miteinander verbindet. Verbunden sind diese Herrnsitze aus dem 19. Jahrhundert auch durch Schicksalslinien. In zwei Fällen im Abstand von einhundert Jahren bedeutete Reinhartshausen für Bewohner von Kamenz Zuflucht und zugleich Endstation des irdischen Lebensweges. Für einen anderen Besitzer erwies sich das Rheingauer Schloß nicht als das erwünschte Refugium. Beide Schlösser liegen in unmittelbarer Nähe zu ehemaligen Zisterzienserabteien. Von beiden Schlössern aus wurden die evangelischen Kirchen in Kamenz und Erbach gestiftet. Zuletzt gingen die Schlösser den prinzlichen Häusern Preußen verloren und werden heute als Hotels genutzt.

Erstmals tauchte Kamenz 1096 im Lichte der Geschichte auf, als der böhmische Herzog Brzetslav II. in Schlesien einfiel und auf einem Berg nahe der Neiße eine Schutzburg errichtete. So gedachte die Gemeinde Kamieniec 1996 ihres 900jährigen Bestehens. Aber erst ab 1210 sprudeln die geschichtlichen Quellen reichlicher. In diesem Jahr begründet das Augustiner-Chorherrenstift zu Breslau in Kamenz aufgrund privater Stiftungen unter starkem Einfluß der Piastenfürsten eine Propstei. Diese wird 1246 vom Breslauer Bischof an Abt Heinrich I. vom Zisterzienserklöster Leubus übergeben. Leubus war Glied der Filiationskette Morimond – Kamp. Nach Auseinandersetzungen um die Rechtslage können Mönche aus Leubus 1248 ihr neues Kloster endgültig in Besitz nehmen. Eine lange Geschichte mönchischen Lebens beginnt. Der große gotische Kirchenbau wurde zwischen

1272 und 1350 erbaut. Im Zeitalter der Gegenreformation bricht auch in Kamenz die Bauwut aus, große Teile des Klosterkomplexes werden barock umgebaut oder überbaut. Auch die Kirche wird barockisiert und mit den von Thomas Weisfeldt 1709 bis 1711 geschaffenen Figuren der Vierzehn Nothelfer geschmückt. Die sehr bewegten, expressiven Gestalten sind noch heute an den Hochwänden des Kirchenschiffs zu bewundern. Der von 1742 bis 1757 residierende Abt Tobias Stusche genoß in hohem Maße die Gunst Friedrichs des Großen. Seinem Landesherrn auch hatte es der Abt zu verdanken, daß ihm die Abtei Leubus ebenfalls unterstellt wurde. Aber sowohl die kriegerischen Zeitläufe als auch die verschwenderischen baulichen Maßnahmen führten zunächst zum materiellen und mehr und mehr auch zum inneren Zerfall der Abtei. So mußte sich Abt Abundus Neumann (1757-73) gar um Hilfe an das Generalkapitel von Cîteaux wenden.

Mit dem Säkularisationsedikt des Königs Friedrich Wilhelm III. vom 30. Oktober 1810 schlug die letzte Stunde dieser Zisterze. Mit Abt Placidus Hoffmann mußten 37 Chormönche im Durchschnittsalter von 46 Jahren und ein Konverse ihr Kloster verlassen. Die Abteikirche wurde zur Pfarrkirche. Der vom preußischen Staat angesetzte Wert der Besitzungen von Kamenz war gering im Vergleich zu dem der anderen zu gleicher Zeit aufgelösten schlesischen Klöster. Ein Teil des Bibliotheksbestandes wurde 1812 nach Breslau verbracht, weitere Bestände wurden verkauft oder vernichtet.

Ein neues Kapitel für das ehemals klösterliche Dominium begann am 25. Februar 1812, als Prin-

zessin Friederike Luise Wilhelmine (1774-1837), die Schwester des genannten Königs und Gattin des niederländischen Erbstatthalters Wilhelm von Oranien aus der Linie Nassau-Dietz, den gesamten Komplex erwarb. Fast genau fünf Jahre später entstand durch einen Großbrand schwerer Schaden am Klosterquadrum. Kapitelsaal und Refektorium brannten nieder, die Chorpartie der Kirche wurde schwer beschädigt. Die barocke Prälatur und Teile des Westflügels blieben aber erhalten. Inzwischen waren die Besitzer wieder in die Niederlande übersiedelt, wo der Oranier 1815 als König Wilhelm I. den Thron bestieg. Er war zugleich Großherzog von Luxemburg. Nach dem Tode von Königin Friederike im Jahre 1837 ging das Dominium Kamenz auf dem Erbwege an die am 9. Mai 1810 in Berlin geborene Tochter Marianne Wilhelmine Friederike Louise Charlotte Prinzessin der Niederlande über. Diese heiratete 1830 den preußischen Prinzen Albrecht, Bruder des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV., des „Romantikers auf dem Thron“. Albrecht war also Vetter von Prinzessin

Marianne, was sicher spätere Spannungen mitverursachte. Dem Ehepaar wurden drei Kinder geboren, wovon aber zwei im Kindesalter starben. Die Kinder, die in Berlin und Kamenz aufwuchsen, waren Charlotte (1831-1855), Herzogin von Sachsen-Weimar, Albrecht (1837-1906), preussischer General und Regent des Herzogtums Braunschweig, der spätere Erbe von Kamenz und Reinhartshausen, sowie Alexandrine (1842-1906), Herzogin von Mecklenburg-Schwerin.

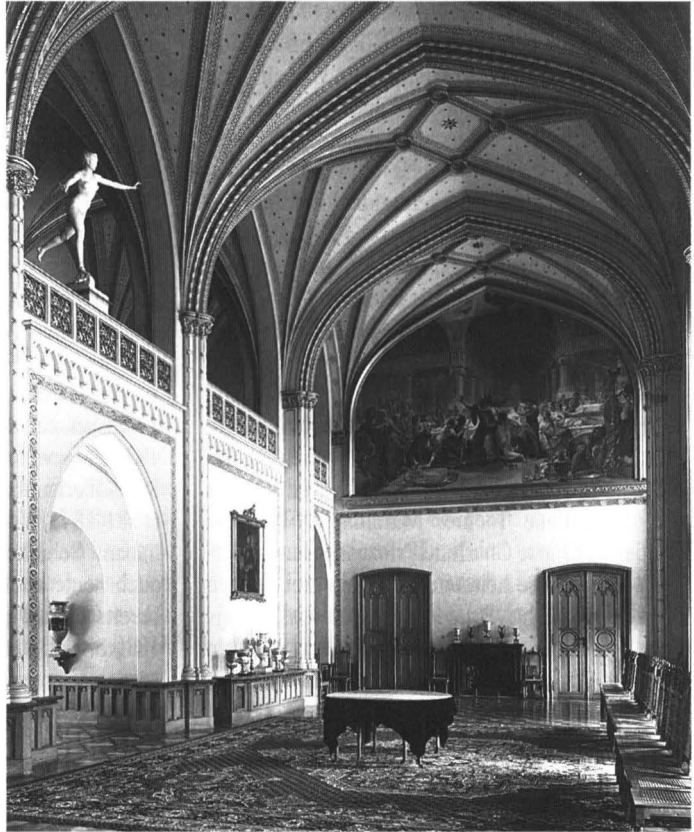
Bei ihren Aufenthalten in Kamenz hatte die Familie in der Prälatur gewohnt. Nun plante Prinzessin Marianne den Bau eines repräsentativen Schlosses auf dem nahen Harthaberg. Im Winter 1837/38 gewann Marianne den bereits berühmten Kgl. Oberlandbaudirektor Karl Friedrich Schinkel (1781-1841) als Architekten für das große Bauvorhaben. Schinkel, dessen klassizistische Bauten auch heute noch bewundert werden, hatte zuvor bereits das Palais Prinz Albrecht in Berlin von 1830 bis 1838 erbaut und eingerichtet. Mitarbeiter an den Kamenzener Plänen wurde Ferdinand Mar-



*Schloß Kamenz von der Parkseite, erbaut ab 1838.
Im Vordergrund ein Wasserbecken mit Riesfontaine.*

tius, der auch die Bauleitung übernahm. Marianne war aber keine bequeme Auftraggeberin, denn mehrfach griff sie in die Planungen ein und setzte ihre Vorstellungen von einem repräsentativen historisierenden Schloßbau in freier Landschaft durch. Anregungen waren ihr die Ideen und Ideale des Landschaftsgestalters Fürst Pückler-Muskau, der gesagt hatte, daß ein Schloß in der Landschaft ebenso sehr auf die Ansicht wie auf die Aussicht gestaltet sein müsse. Nach umfangreichen Erdarbeiten wurde am 18. Oktober

1838 der Grundstein für den gewaltigen Bau gelegt. Schinkel muß wohl dabei gewesen sein, denn für Oktober 1838 und dann nochmals im Mai 1840 ist seine Anwesenheit in Kamenz belegt. 1848 waren die Außenarbeiten im wesentlichen abgeschlossen. In diesem Jahre auch wurde die von Prinzessin Marianne gegründete evangelische Schule eingeweiht, nachdem sie bereits 1844 eine Witwenkasse eingerichtet hatte. Die Revolution von 1848 erzwang die Stilllegung des Baues, wobei die Bauarbeiter den Rohbau aus Dankbarkeit gegenüber ihrer Arbeitgeberin gegen Beschädigungen durch Aufständische verteidigten. Inzwischen war die Ehe des prinzlichen Paares gescheitert; nachdem man bereits getrennt gelebt hatte, wurde die Scheidung am 28. März 1849 vollzogen. Die Prinzessin war zu dieser Zeit schwanger von Johannes van Rossum, der vom Kutscher zu ihrem Sekretär avanciert war. Die Baumaßnahmen ruhten nun endgültig und wurden erst 1853 wieder aufgenommen. 1858 beauftragte Marianne den



Generaldirektor der Kgl. Gärten in Berlin, Peter Joseph Lenné (1789-1866), mit den Planungen für den Park im englischen Stil mit Terrassen und Fontänen.

Im Jahre 1873 konnte auch der Innenausbau des Schlosses samt Einrichtung mit Möbeln im Stil der Neugotik, entworfen von Martius, vollendet werden. Die Einwohner von Kamenz und Umgebung nannten das Schloß mit seinen vier Ecktürmen respektlos „Ritsche“, was im schlesischen Dialekt Fußbänkchen bedeutet, denn von weitem sah der Bau wie solch ein umgedrehtes Bänkchen aus. Der letzte Landeskonservator in Schlesien, Prof. Dr. Günther Grundmann, der mehrfach zu Gast auf dem Schloß war, gewann aus der eingehenden Beschäftigung mit dem Gesamtkunstwerk Kamenz nach anfänglicher Reserviertheit großes Verständnis, ja Liebe für die Neugotik. Das neogotische Mobiliar wurde ergänzt durch niederländische und deutsche Renaissancetruhen und -schränke mit reichen Schnitzereien. In den



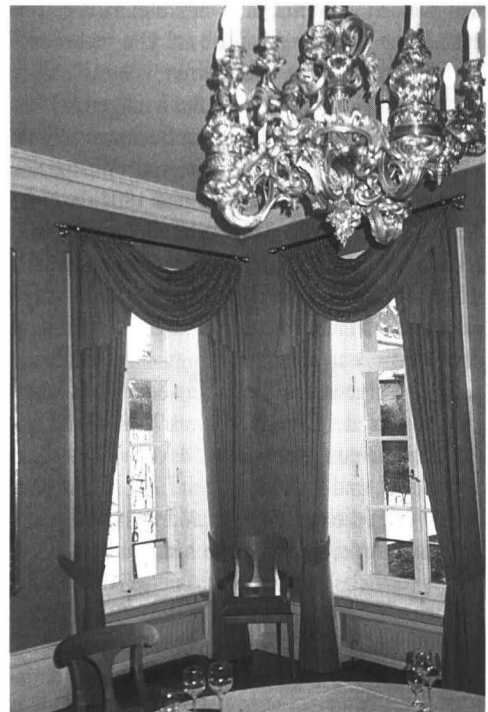
Der Festsaal in Schloß Reinhartshausen

Gäste- und Wohnzimmern befanden sich auch Stücke im Geschmack des späten Klassizismus nach Schinkels Entwürfen. Diese stammten zum Teil aus dem Berliner Palais Prinz Albrecht. Neben großflächigen Wandgemälden aus Mythologie und Geschichte gab es farbige Kupferstiche sowie zahlreiche Porträts von Mitgliedern der Häuser Oranien und Hohenzollern. In den Korridoren befand sich eine Fülle von ostasiatischen Gegenständen. Beeindruckend in seinen Proportionen ist der Große Saal, in seiner Architektur angelehnt an die des Remters in der Marienburg, Ostpreußen. Das Fächergewölbe wird von zwei monolithischen Porphyssäulen getragen. Grundmann nannte den Saal einen „Raum von hoheitsvoller Unbehaglichkeit“.

Marianne vergrößerte den ererbten Besitz in Schlesien durch weitere systematische Zukäufe. Sie erwarb 1838 den großen Grundbesitz Seitenberg im Südosten der Grafschaft Glatz sowie die Rittergüter Schreckendorf am Nordhang des Glatzer Schneegebirges und Schönau im oberen Katzbachtal. 1840 kaufte die Prinzessin den Güterkomplex Schnallenstein im Habelschwerdter Gebirge. Als Folge der Ehescheidung war Prinzessin Marianne von ihrem Schwager König Friedrich Wilhelm IV. ein über 24 Stunden hinausgehender Aufenthalt in Preußen untersagt worden. Um die Bauarbeiten in Kamenz und ihre schlesischen Besitzungen überwachen zu können, kaufte die Prinzessin jenseits der preussisch-österreichischen

Grenze in Weißwasser, etwa 10 km von Kamenz entfernt, das sogenannte „Kaiserliche Schloßchen“.

Zu den Aktivitäten der Prinzessin in Kamenz gehörte die Einrichtung einer Kinderbewahranstalt (1854) und die Stiftung einer evangelischen Kir-



Der Rote Salon in Schloß Reinhartshausen

che, deren Grundstein am 15. Juli 1875 gelegt wurde und die im Jahre 1885 eingeweiht werden konnte. Der Plan stammte noch von Ferdinand Martius, dem Baumeister des Schlosses. Diese Kirche, die nach Kriegszerstörung heute als Konzertsaal genutzt wird, gleicht in vielem der Erbacher Johannes-Kirche. Im Todesjahr der Prinzessin wurde in Kamenz das von ihr gestiftete Hospital, das Mariannen-Stift, fertiggestellt. Nach dem Scheitern ihrer Ehe hatte sich Marianne mit Johannes van Rossum nach Italien zurückgezogen, wo sie in Rom die Villa Celimontana besaß. Der gemeinsame Sohn Johann Wilhelm wurde am 30. Oktober 1849 in Cefalu auf Sizilien geboren. Großherzog Adolf von Luxemburg verlieh dem Jungen das Adelsprädikat „von Reinhartshausen“. In den Niederlanden hatte die Prinzessin in dieser Zeit die Landgüter Rusthof und Leeuwensteyn bei Voorburg erworben.

Mehr und mehr verlagerte Marianne nun ihren Lebens- und Wirkungskreis an den Rhein. 1855 kaufte sie von den Erben der 1851 verstorbenen Gräfin Therese von Westphalen zu Fürstenberg Schloß und Besitz Reinhartshausen. Das Erbacher Gut bestand im Mittelalter aus drei Höfen, was auch heute noch zu erkennen ist. Die bedeutendsten Besitzer waren die Herren von Allendorf, deren Haus sich an der Stelle des heutigen Schlosses befand. Nach verschiedenen Besitzerwechseln hatte Graf Clemens August von Westphalen zunächst zwei Höfe erworben und 1801 das neue Schloß erbauen und den Garten anlegen lassen. Die drei Kilometer lange Aue vor Erbach hatte schon immer zu dem Rittergut gehört, war aber erst im 18. Jh. dem Rheingau zugeschlagen worden. Zuvor war sie verwaltungsseitig Ingelheim zugeordnet gewesen. Beim Erwerb durch Marianne bestand der Grundbesitz aus 90 Morgen Land auf der rechten Rheinseite, davon 11 Morgen Weinberge, und 215 Morgen auf der „Westphälischen Aue“, die erst 1902 in „Mariannenaue“ umbenannt wurde. 1865 kaufte Marianne auch das dritte (östliche) Haus, vor der Säkularisation Zehntscheuer des Mainzer St.-Peter-Stiftes. Dort befand sich seit 1836 ein Andachtsraum und die Pfarrerrwohnung der Evangelischen Gemeinde im Rheingau. Die Prinzessin ließ das bisher zweigeschossige Haus aufstocken und als Wohnung für

ihren Sohn Albrecht einrichten, wenn dieser in Erbach zu Besuch weilte.

Schloß Reinhartshausen war nun ständiger Wohnsitz der Prinzessin und ihrer „Familie“. Sie heiratete ihren Sekretär zwar nicht, doch muß ihr diese Beziehung eine bis zum Tode van Rossums am 10. April 1873 währende liebevolle Geborgenheit gewährt haben. Johannes van Rossum wurde auf dem kath. Friedhof in Erbach beigesetzt. In diesem Jahre heiratete Mariannes Sohn Albrecht Prinzessin Marie von Sachsen-Altenburg. Die Mutter schenkte aus diesem Anlaß ihrem Sohn das Dominium Kamenz. Da die gegen sie ausgesprochene Verbannung immer noch rechtskräftig war, konnte sie nicht an der Hochzeit in Berlin teilnehmen. Kurz nach der Heirat fuhr allerdings das junge Paar nach Kamenz, damit Prinzessin Marianne ihre Schwiegertochter kennenlernen konnte.

Eine der herausragenden Aktivitäten der Prinzessin in Erbach war die Stiftung der evangelischen Johannes-Kirche samt Pfarr- und Küsterhaus. Am Abend des ersten Weihnachtstages 1861 starb in Erbach der zwölfjährige Johann Wilhelm an einer Lungenentzündung. In der Sterbeurkunde ist festgehalten, daß der Junge ein Sohn der Prinzessin der Niederlande war, sein Vater wurde nicht genannt. Gerade drei Monate zuvor hatte seine Mutter ihn in die Obhut von Pfarrer Wilhelm Feller gegeben, der in Dauborn eine Privatschule führte. Marianne wollte ihren Sohn bewußt nicht als Fürstensohn aufwachsen lassen. Gern hätte sie gesehen, wenn er Theologie oder Jura studiert hätte. Bereits am nächsten Tag unterzeichnete die Prinzessin, die gerade an diesem Kind besonders gehangen hatte, die Stiftungsurkunde zugunsten der evangelischen Kirchengemeinde. Diese beginnt mit folgenden Worten: „Mein Sohn Johann Wilhelm von Reinhartshausen hat am Sonntage, den 6. October 1861, aus dem Gottes-Dienste kommend und über das Gehörte redend, den Wunsch geäußert, mit Mir in Gemeinschaft eine Evangelische Kirche in Erbach zu bauen.“

Mit der Planung von Kirche und Pfarrhaus wurde der Herzogl. Nassauische Baurat Eduard Zais, wohnhaft in Nassau/Lahn, beauftragt, der seine Arbeit unverzüglich aufnahm. So erfolgten erste Ausschreibungen zu den Bauvorhaben bereits am 13. und 17. September 1862 im „Rhein-

gauer Bürgerfreund“, die Grundsteinlegung allerdings erst am 19. Mai 1863. Die Prinzessin nahm regen Anteil am Fortgang der Bauarbeiten und griff immer wieder mahnend und ratend ein, ebenso wie vorher beim Bau des Schlosses Kamenz. Einiges von ihrem Schriftwechsel mit Pfarrer Wilhelm Ullrich blieb erhalten. So schrieb Marianne am 11. September 1862: „...woran liegt es, daß mit dem Ausgraben der Fundamente zu unserer Kirche und Pfarrhaus noch kein Anfang gemacht wurde?“. Mit der Gestaltung des Grabmals für ihren Sohn Johannes, der ja in dieser Kirche bestattet werden sollte, beauftragte die Prinzessin den in Rom lebenden Bildhauer Stöver, einen Künstler der Thorwaldsen-Schule. Am 12. Januar 1863 schreibt Marianne kurz vor einer Reise nach Rom an Pfarrer Ullrich: „... daß Kunstliebhaber und –kenner es bedauert haben, daß die Kirche, in welche das Grabmonument zu stehen kommt, im gotischen Stil errichtet wird. Das habe ich nicht bedacht!...“, dann schlägt die Prinzessin vor, die vorgesehenen Fenster im Chorhaupt zu vermauern und den Chor durch Oberlichter zu beleuchten, „...wodurch das Monument sehr gewinnen würde und dem Pfarrer am Altar sowohl wie auf der Kanzel kein Nachteil erwachsen würde.“. Am 20. Juli 1864 beglückwünscht Prinzessin Marianne den Pfarrer „...zum Einzug in die neue Pastorei zu Erbach...“, „...wie schön wäre es, wenn Johanneschen dies vollendet sähe und sich an Ihrer Freude ergötzen könnte.“. Von Kamenz aus schreibt Marianne dann am 5. Oktober 1864: „...ungehalten über die Saumseligkeit mit der an der evangelischen Kirche zu Erbach gearbeitet worden sein muß, trotz Ihrem Eifer, die Vollendung des Bauwerks herbeizuführen...“, und weiter: „Eine Kircheneinweihung im Winter! – Eine Kircheneinweihung ohne Orgel wäre doch nur eine halbe Sache, und ich liebe nichts Halbes, nichts Mittelmäßiges...“, „hieraus ersehen Sie, daß ich mich noch bis zum Frühling gedulden will...“. Tatsächlich erfolgte die Einweihung der ersten evangelischen Kirche im Oberen Rheingau im Beisein der Prinzessin erst am 1. August 1865. Anschließend lud diese die Geistlichen, die Beamten und die Mitarbeiter der Baubehörde zu einem Diner ins „Gasthaus zum Walfisch“, während die Handwerker und die Dienerschaft bei Gastwirt Josef Becker

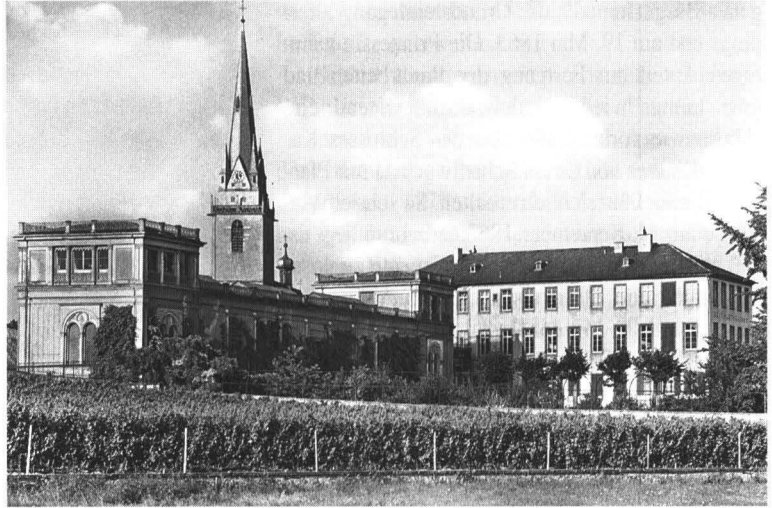


Prinzessin Marianne, um 1828

auf der Taunusstraße feierten. Drei Tage nach der Einweihung wurden die Gebeine des verstorbenen Jungen vom kath. Friedhof in die Gruft der Johannes-Kirche überführt.

Prinzessin Marianne war nun oft auf Reisen, um ihre umfangreichen Besitzungen zu inspizieren. Aus ihren Briefen nach Erbach klang immer wieder der Wunsch an, bald wieder im Rheingau und bei den ihr liebgewordenen Menschen zu sein. Hierher brachte die Prinzessin auch die meisten der Kunstschatze, die sie geerbt oder auf ihren Reisen erworben hatte. 1857 ließ sie westlich vom Schloß ein Museum bauen. In einem Reiseführer von 1899 sind die Bilder, die hier ausgestellt waren, vermerkt, so u.a. Gemälde von Cranach, da Vinci, Raffael, Tizian, Rubens, Steen, Dou, van Ostade, van Dyk, van Eyck. Sechs antike Säulen im Ausstellungssaal sollten von einem Palast des Nero stammen, ein Marmortisch war aus Pompeji. In einem Eckzimmer gab es eine Waffensammlung. Später wurden manche der Gemälde als Kopien erkannt. Das Museum war täglich, außer Sonntag, für die Öffentlichkeit zugänglich. Vor dem Ende des letzten Krieges waren die Bilder

*Schloß Reinhartshausen
von Westen,
im Vordergrund links
das ehemalige Museum*



ausgelagert worden. Der Museumsbau wurde Mitte 1955 abgerissen.

Am 29. Mai 1883 vollendete sich der irdische, so bewegte Lebenslauf der Prinzessin auf Schloß Reinhartshausen. Sie wurde auf dem Erbacher Friedhof in der Gruft beerdigt, der bereits den Leichnam ihres Lebensgefährten aufgenommen hatte. Allerdings ist der Name van Rossums auf dem Grabdenkmal mit der markanten Christusfigur aus der Werkstatt Stövers nicht vermerkt. Die Erbfolge war rechtzeitig von Marianne geordnet worden. Sie hatte einen alle Güter umfassenden Fideikommiß gestiftet, wonach der Besitz, der unveräußerlich mit der Familie verbunden ist, sich als Ganzes an den Ältesten im Mannesstamm ver-

erbt. Erbe war demnach Prinz Albrecht jr., der Kgl. Preußische Generalfeldmarschall und Regent von Braunschweig. Dieser residierte hauptsächlich in Berlin und Kamenz. Reinhartshausen diente als Sommersitz. Mit Prinzessin Marie hatte er drei Söhne, die Prinzen Friedrich Wilhelm, Joachim Albrecht und Friedrich Heinrich. Prinz Albrecht, Träger des Pour le Mérite, Herrenmeister des Johanniterordens und seit 1891 Nachfolger Moltkes als Vorsitzender der Landesverteidigungskommission, wird als „eine verständige, nüchterne Persönlichkeit von großer Güte“ beschrieben (Neue Deutsche Biographie, Berlin 1953). Albrecht starb am 13. September 1906 in Kamenz. Er wurde in einem neugeschaffenen Mausoleum im Park des



*Prinz Waldemar und
Prinzessin Calixta
auf einem Balkon von
Schloß Kamenz*

Schlosses Kamenz beigesetzt, ebenso später seine Frau sowie die drei Söhne. Inzwischen war die Albrecht-Linie des Hauses Hohenzollern dank Mariannes Aktivitäten zum reichsten Zweig des preußischen Fürstenhauses geworden.

Gemäß den Bestimmungen des Fideikommiß trat nun der am 15. Juli 1874 geborene älteste Sohn, Prinz Friedrich Heinrich, das Erbe seines Vaters an. Der Prinz blieb unverheiratet und war nach Aussage von Günther Grundmann, der den Prinzen in Belangen des Denkmalschutzes mehrfach aufsuchte, ein bescheidener Mann, der zurückgezogen lebte. Auch die Erbacher, von denen viele sich noch an den hochgewachsenen Herrn erinnern, liebten den volkstümlichen Prinzen. Immerhin war dieser für sechsunddreißig Jahre der Herr auf Reinhartshausen. Meist lebte er allerdings auf seinen schlesischen Besitzungen, vor allem in Kamenz. Ein wenig Leben gab es auf dem dortigen Schloß dann, wenn Dr. phil. Prinz Friedrich Wilhelm (1880-1925), der jüngste Bruder des Hausherrn und Landrat von Frankenstein, im Großen Saal Konzerte veranstaltete. Der zweite Bruder von Friedrich Heinrich, Joachim Albrecht (1876-1939), bürgerlich verheiratet, hatte keine Kinder. Als Prinz Friedrich Heinrich am 13. November 1940 auf seinem Gut Seitenberg gestorben war, endete die Erbfolge der Albrechtschen Linie, obgleich Friedrich Wilhelm vier Töchter hatte. Diese waren aber nach dem Stiftungsvertrag nicht erbberechtigt, womit sich allerdings ihre Mutter, Prinzessin Agathe, nicht einverstanden erklärte. Sie strengte einen Prozeß an, der sich, auch infolge des Krieges, viele Jahre hinzog und am Ende (1957) für ihre Familie verloren ging. In die Erbfolge trat nun der inzwischen kaiserliche Zweig der Familie ein. Prinz Waldemar, geboren am 20. März 1889 in Kiel als Sohn des Großadmirals der Kaiserlichen Marine, Prinz Heinrich (1862-1929), und dessen Frau, Prinzessin Irene, Tochter des Großherzogs Ludwig IV. von Hessen, trat in schwerer Zeit das umfangreiche Erbe an. Waldemar, Neffe Kaiser Wilhelms II., war verheiratet mit Prinzessin Calixta Agnes zur Lippe (* 14. Okt. 1895). Von seinem Vater hatte er Gutshof und Herrenhaus Hemmelmark bei Eckernförde geerbt. Das Ehepaar nahm seinen Wohnsitz auf Schloß Kamenz. Grundmann, der als Landeskonservator von

Schlesien auch mit Prinz Waldemar zusammentraf, schildert ihn als einen „Mann voll großer Herzengüte“. Prinzessin Calixta bezeichnet er als „eine liebenswürdige und liebenswerte Frau“. Nach einem gemeinsamen Besuch der Eheleute Grundmann auf Schloß Kamenz notiert Günther Grundmann: „Uns kam das prinzliche Ehepaar in dem Riesenbau immer wie zwei verflogene Vögelchen vor.“ Prinz und Prinzessin Waldemar bewohnten nur wenige Zimmer im zweiten Stock, die sich um den rechten Rundturm an der Vorderfront gruppierten. Denn diese Räume waren niedriger und intimer als die Salons in der Hauptetage. Hier hatte auch Kammerfrau Maria Kahler, die am 15. August 1941 in den prinzlichen Haushalt eintrat, ihr Zimmer. Der Prinz sammelte Zinnsoldaten, die er auch selbst bemalte. Er war ein anerkannter Fachmann für preussische Uniformen der Jahrhunderte.

Kurz nach Antritt seines Erbes hatte Prinz Waldemar den Landeskonservator gebeten, ein Gutachten zu erstellen über die kulturgeschichtliche und künstlerische Bedeutung der Bauten, Kunstgegenstände und Archivalien der Herrschaft Kamenz. Dieses am 15. Juni 1941 erstellte Gutachten sollte Grundlage für die Bildung eines „Erbhofes“ sein. Aber das Verhängnis rückte näher, es gab vielerlei Sorgen und Belastungen. Reinhartshausen war zu dieser Zeit wirtschaftlich abhängig von Kamenz, allein nicht lebensfähig. In den letzten Kriegsmonaten quartierte sich im Schloß Kamenz eine Dienststelle der Organisation Todt (OT) ein, die zum Glück die seit längerem defekte Heizungsanlage wieder in Betrieb setzte. Mitte April 1945 mußten Prinz und Prinzessin Waldemar Schlesien vor den heranrückenden Russen verlassen. Maria Kahler blieb auf Bitten des Ehepaares bei der Prinzessin und nahm ebenfalls die Mühsal der Flucht auf sich. Die Wehrmacht hatte dem ehemaligen Offizier zwei PKW zur Verfügung gestellt. Erste Station auf der Flucht war Nachod in Tschechien. Dann ging es weiter, zunächst nach Gräfelting und dann nach Tutzing am Starnberger See. Dort nahm ein Kriegskamerad des Prinzen aus dem Ersten Weltkrieg die Flüchtlinge auf. Aber der Prinz war, an der Bluterkrankheit leidend, den Strapazen nicht gewachsen gewesen. Er starb im Alter von 56 Jahren am 2.

Mai 1945 in Tutzing. Seine sterblichen Überreste wurden 1965 nach Erbach überführt.

In Kamenz waren inzwischen die Russen einmarschiert und hatten sich im Schloß und in der Prälatur einquartiert. Es kam zu Plünderungen und Verwüstungen. Die Grabstätten im Mausoleum wurden geschändet. Die Leichname konnten aber geborgen und an verstecktem Ort bestattet werden. Sie sollen demnächst in der Klosterkirche an würdiger Stelle beigesetzt werden. Im Juli 1945 verschleppten die Besatzer große Teile der Innenausstattung des Schlosses, die Marmortreppen und -fußböden bauten sie aus. Im Januar 1946 wurden große Teile des Schlosses durch Brandstiftung zerstört, Decken stürzten ein. In der Folgezeit verfiel das Schloß immer mehr, der Park verwilderte. 1988 pachtete ein privater polnischer Investor den Komplex und begann mit Restaurierungsarbeiten, allerdings nicht besonders fachgerecht. Das Dach des Schlosses ist wieder geschlossen, die Gewölbe wiederhergestellt. Das Gebäude wird nun als Hotel genutzt, die Unterbringung bezeichnen Besucher aber als äußerst spartanisch. Im ehemaligen Weinkeller, der einst viele Rheingauer Weine geborgen hatte, ist ein Restaurant eingerichtet worden. Aus altem Bestand soll es lediglich im ganzen Schloß noch einen Stuhl geben.

Da das Ehepaar Prinz und Prinzessin Waldemar kinderlos geblieben war, ging das verbliebene Besitztum im von Marianne geregelten Erbwege auf einen Neffen von Prinz Waldemar über, den Prinzen Friedrich Georg Wilhelm Christoph, geboren am 19. Dezember 1911, den jüngsten Sohn des letzten Kronprinzen Wilhelm (1882-1951). Er war verheiratet mit Lady Brigid Guinness (aus der englisch-irischen Brauerdynastie). Die Familie mit den Söhnen Nikolaus, Andreas und Hubert wohnte in England. Prinz Friedrich weilte aber des öfteren auf Schloß Reinhartshausen.

Der Witwe des Prinzen Waldemar, Prinzessin Calixta, war auf Reinhartshausen Wohnrecht auf Lebenszeit zugestanden worden. Am Heiligen Abend des Jahres 1945 langte die Prinzessin von Tutzing aus in Erbach an. Bereits Ende November war Kammerfrau Maria Kahler eingetroffen, die ebenfalls Wohnrecht auf Lebenszeit auf Reinhartshausen erhielt und heute noch dort lebt. Auch die Mitarbeiterin der Prinzlichen Güterverwaltung in

Kamenz, Elisabeth von Schwartzkoppen, fand sich hier ein und arbeitete in der Folgezeit in der Administration von Reinhartshausen. Sie starb 1993 in Erbach. Das Schloß war seit Kriegsende von französischen Offizieren belegt, die hier einen Verbindungsstab zu den Amerikanern eingerichtet hatten. Die Prinzessin wohnte zunächst im Wirtschaftsgebäude auf der anderen Seite des Schloßhofes. Erst 1947 zog Prinzessin Calixta mit Maria Kahler in das Schloß, wo sie die erste Etage bewohnten. Die Franzosen hatten bei ihrem Abzug viele hochwertige Einrichtungsgegenstände mitgehen lassen. Die ersten Jahre in Erbach waren schwierig, die Prinzessin hatte ebenso wie die meisten Bürger des Landes unter Entbehrungen zu leiden. Die Prinzliche Administration zeigte sich nicht sehr entgegenkommend. Aber immer wieder wurde ihr aus der Erbacher Bevölkerung Hilfe zuteil. Ihre eigene Hilfsbereitschaft ist heute noch vielen Erbachern in lebhafter Erinnerung. Zu jener Zeit war der Wirtschaftsbetrieb Reinhartshausen weniger auf Weinbau als vielmehr auf Landwirtschaft ausgerichtet. Die Mariannenaue bestand seit dem Ersten Weltkrieg aus Ackerflächen und Weideland. Der dortige Wirtschaftshof war verpachtet. Da aber zuvor bereits Weinbau auf der Insel betrieben wurde, hatten die Äcker Namen wie Weinacker, Rieslingacker, Sylvaneracker. Während der folgenden Jahrzehnte der Prinzlichen Administration kaufte man systematisch Weinbergsbesitz zu, besonders in den Jahren von 1976 bis 1993, in denen Dr. Karl-Heinz Zerbe als Direktor der Administration vorstand. Die Aue wurde wieder in Eigenbewirtschaftung genommen und die Ackerflächen mit Reben neu bestockt.

Am 20. April 1966 verbreitete sich in Erbach wie ein Lauffeuer die Nachricht, daß Prinz Friedrich im Rhein ertrunken sei. Bis heute sind die Umstände, unter denen er zu Tode kam, ungeklärt. Man wußte aber von der zerrütteten Ehe und daraus resultierenden möglichen Depressionen des Prinzen. All die Jahre lebte Prinzessin Calixta auf Reinhartshausen. Sie führte kein „großes Haus“, aber häufig kamen Verwandte und Freunde zu Besuch. Vor allem die Mutter und die Schwester der Prinzessin, Gräfin Luckner, waren gern gesehene Gäste im Erbacher Schloß. Am liebsten saß man im nordöstlichen Eckzimmer des ersten Stocks,

von wo aus man den Blick auf die St.-Markus-Kirche und die Hauptstraße hatte. Tief betrauert von „ihren“ Erbachern starb Prinzessin Calixta am 15. Dezember 1982 auf Schloß Reinhartshausen. Zuvor war sie zum Mißfallen ihrer preussischen Verwandtschaft zum katholischen Glauben konvertiert. Sie fand ihre letzte Ruhestätte an der Seite ihres Mannes auf dem Erbacher Friedhof. Einen Monat später folgte ihr Gräfin Luckner plötzlich und unerwartet in den Tod, als sie sich zur Sichtung des Nachlasses ihrer Schwester im Schloß aufhielt.

In das Erbe des Prinzen Friedrich traten die Söhne Nikolaus und Andreas ein, die allerdings in England blieben. Ihr Interesse an Reinhartshausen war gering. So verkauften sie das Schloß einschließlich der Administration im Jahre 1987 an die Familie Leibbrand, die nach dem Tode des Familienoberhaupts den Gesamtbesitz 1999 an eine Investorengruppe veräußerte. Zuvor war dem „Alten Schloß“, wie es heute genannt wird, ein großer Komplex in westlicher Richtung angebaut worden, mit dem das seit 1960 im Schloß bestehende Hotel wesentlich erweitert wurde. Im Alten Schloß finden wir heute noch neben Bildern aus dem alten Bestand manche Erinnerungen an die früheren Besitzer. So ziert den Festsaal ein sehr frisches, freundliches Bild der jugendlichen Prin-

zessin Marianne, gemalt von dem holländischen Maler Heiness. Ein Kinderbildnis mit reizender Darstellung der Prinzessin sehen wir in einem weiteren Raum des ersten Stocks, der Beletage. Im Treppenhaus hängt ein großes Gemälde, welches Königin Wilhelmine, die Mutter von Prinzessin Marianne, darstellt.

Benutzte Literatur

- Klaus Ullmann, Schlesien-Lexikon, Mannheim 1982 (3. Aufl.)
 Günther Grundmann, Kunstwanderungen in Schlesien, München 1966
 Günther Grundmann, Erlebter Jahre Widerschein, München 1972
 900 Jahre Kamenz. Spuren deutscher und polnischer Geschichte, Ausstellungsbuch, Görlitz 1996
 Meyers Reisebücher, Rheinlande, Leipzig und Wien 1899 (9. Aufl.)
 Werner Kratz, Erbach im Rheingau, Erbach 1970 (2., überarbeitete Aufl.)
 Lise Gast, Heimat hinter Grenzen, Heilbronn 1975, 1982
 J. van Dijn, Prinses Marianne der Nederlanden en haar nakomelingen, in: Jahrbuch 1959 der Vereniging „Oranje Nassau Museum“, s'Gravenhage
 Informationsschrift zum 125jährigen Jubiläum der Johannes-Kirche, Erbach 1990

Für wichtige Hinweise danke ich Frau Maria Kahler sowie den Herren Heinz Basting, Dr. Hartmut Heinemann, Dr. Karl-Heinz Zerbe und Alfons Welzel.

Fotos: Privatbesitz

Vom rechten Maß aller Dinge

Goethe erwähnt in seiner berühmten Schilderung des Binger Rochusfestes, daß der Mainzer Weihbischof Valentin Heimes (1741-1806) in seiner Predigt „wider die Unmäßigkeit“ geprahlt habe, Gott hätte ihm die Gnade verliehen, 8 Maß Wein trinken zu können, ohne danach aus der Rolle zu fallen. Wer nun nicht weiß, wieviel einst ein Maß war, wird die eigentliche Pointe dieser Geschichte kaum begreifen: Der wackere Bischof konnte nämlich bis zu 15 Liter Wein konsumieren, wahrlich eine gewaltige Menge. Doch wenn man das Priortät dieses weinseligen, im Rheingau geborenen Gottesmannes betrachtet, dann scheint dessen Trinkvermögen garnicht mehr so ausgeschlossen!

In vielen Belegen zur Rheingauer Geschichte werden alte Maßbegriffe genannt, die heute fast vergessen sind. Deshalb sollen sie hier einmal den heutigen Werten gegenübergestellt werden. Dabei bleibt zu bedenken, daß einst die Maße von Ort zu Ort recht unterschiedlich groß waren und sich auch im Laufe der Zeiten oft veränderten.

Für die heimische Weinwirtschaft war das *Maß* die Basis aller Weingebinde: 1 Maß (ca. 2 ltr.) fasste 4 *Schoppen* à 0,5 ltr. Wer also heute in der Straußwirtschaft „en halwe Schoppe“ verlangt, dem müßten eigentlich 0,25 ltr. Wein eingeschenkt werden (wie es im Badischen noch Sitte ist). Aber leider sind inzwischen die Weinpokale auf 0,2 ltr. Inhalt geschrumpft. – Der Weinhandel machte einst beim Maß noch Unterschiede zwischen einem klaren, „lauteren“ Wein und dem Hefe und Trubstoffe enthaltenden Trubwein: So fasste das „*Lautermaß*“ 1,863 ltr., während das „*Trübaichmaß*“ mit 1,97 ltr. voluminöser war. 1790 gab es im Rüdeshheimer Eichgeschirr extra ein „Trübännchen“, um das Maß entsprechend aufzufüllen.

Aber rechnen wir mit dem Lautermaß weiter: 4 Maß ergaben 1 *Viertel* mit 7,45 ltr.; 20 Viertel füllten ein *Ohmfass* mit rd. 150 ltr. 4 Ohm ergaben 1 *Halbstück* mit rd. 600 ltr. Die Halbstücke waren lange die gebräuchlichste Fassgröße in den Rheingauer Kellern und früher auch als „*Zulast*“ die übliche Einheit für den Weinversand per Fuhrwerk oder Schiff. Wie das Wort schon sagt, ergaben 2 Halbstück ein *Stückfass*, früher auch „rheinisches *Fuder*“ genannt (das Moselfuder hält nur 1000 ltr.). In den Kellern des 19. Jahrhunderts lagerten dann noch als Großgebinde *Doppelstückfässer* mit 2400 ltr. Inhalt. Vereinzelt gab es auch berühmte *Riesenfässer*, wie z.B. das „Heidelberger Faß“ (mehrfach mit unterschiedlichem Volumen hergestellt), in Hatttenheim das Wilhelmjsche Riesenfass mit 44800 ltr. Inhalt und vor allem das Große Fass im Kloster Eberbach mit 70000 Litern, das im Jahre 1525 die aufständischen Rheingauer ausgetrunken haben sollen (es aber doch nicht ganz schafften).

Noch zwei weitere Kleingebinde waren im Weinkeller gebräuchlich: die „*Stütze*“, eine hölzerne oder kupferne Weinkanne mit 10 ltr. Inhalt. Sie war ein unentbehrliches Requisite, als es noch keine Pumpen und Schläuche gab und der Wein von einem Fass ins andere „gestützt“ werden mußte. Trauben und Most wurden während der Weinlese im „*Legel*“ (auch Logel oder Butt genannt) abgemessen, das auf 6 Viertel, also 48 ltr. Trubmaß geeicht war. – In den Sektkellereien war neben den großen Cuvéefässern nur die dickwandige und druckfeste *Sektflasche* mit 0,75 ltr. Inhalt das übliche Gebinde, doch kannte man hier auch besondere Flaschengrößen, die von französischen Glashütten nach alttestamentarischen Königen benannt wurden:

Magnum	=	2 Flaschen	=	1,5 ltr.
Jeroboam	=	4 Flaschen	=	3,0 ltr.
Rehoboam	=	6 Flaschen	=	4,5 ltr.
Mathusalem	=	8 Flaschen	=	6,0 ltr.
Salmanazar	=	12 Flaschen	=	9,0 ltr.
Balthazar	=	16 Flaschen	=	12,0 ltr.
Nabuchodonosor	=	20 Flaschen	=	15,0 ltr.

Allerdings wurde neben der Normalflasche nur noch die Magnumflasche original gefüllt und handgerüttelt, alle größeren Formate waren dafür zu schwer und wurden nur als Schauobjekte fallweise aus Normalflaschen gefüllt.

Blieben wir noch ein bißchen bei den Winzern und nennen ihre alten Feldmaße. Schon seit dem späten Mittelalter rechnet man mit *Morgen*, eine zeitlich sich wandelnde Feldgröße: Vor 1760 war 1 Morgen (3400 qm) = 4 *Viertel* (à 850 qm) = 160 *Ruthen* (à 21,25 qm). Seit 1760 galt als Rüdesheimer Lokalmaß 1 Morgen (3360 qm) = 160 Ruthen (à 21 qm) = 16000 *Feldschuh* (à 0,219 qm). Seit 1868 setzte das Königreich Preußen einheitlich fest: 1 Morgen (2553 qm) = 180 Quadratruthen (à 14,18 qm). Heute gilt im Volksgebrauch: 1 *Hektar* (10000 qm) = 4 Morgen (à 2500 qm) = 400 Ruthen (à 25 qm). Für Wiesenland galt in den Rheingauer Höhengemeinden einst als altes Feldmaß der *Sensenwurf*, also die Länge eines Sensenstiels.

Auch die alten Längenmaße waren mancherlei Schwankungen unterworfen. Vor 1800 nannten die alten Wegweiser die Entfernungen in *Wegstunden* (à 3750 m) = 1500 *Klafter* (à 2,50 m) = 15000 *Fuß* (à 0,25 m). In alt-nassauischer Zeit kam dann die *Postmeile* mit 7500 m auf. Zwar hatte 1812 Kaiser Napoleon schon das Dezimalsystem eingeführt, doch dauerte es noch bis 1858, bis auch hierzulande der Kilometer mit 1000 m das amtliche Maß wurde. – Der Handel hingegen rechnete sehr lange mit der *Elle*, die eigentlich der Länge des Unterarms vom Ellbogen bis zur Spitze des Mittelfingers entsprechen sollte. Ein an der Eltviller Pfarrkirche eingemauertes Ellenmaß ist 55,22 cm lang, doch setzte 1857 Nassau die amtliche Elle mit 60 cm fest. Waren inzwischen die Arme länger geworden?

Altes Handelsgewicht war das *Pfund*, das in Nassau 471,1 Gramm wog. 32 Lot (à 14,72 g) gingen auf ein Pfund. Und 1 *Quentchen* mit 4 g war

ein Viertellot. Dieses Pfundgewicht galt schon im 17. Jahrhundert auf dem Mainzer Markt und war auch für den Rheingau gültig. Große Aufmerksamkeit galt stets dem richtigen Gewicht von Brot. 1 Laib Brot wog 4 Pfund, 1 Spitzweck rd. 250 g, ein Breitenweck rd. 300 g. Wehe, die Bäcker hatten zu leicht gewogen: dann wurde ihr Brot beschlagnahmt und an die Ortsarmen verteilt.

Die Rheingauer Mundart nennt scherzhaft einen besonders dicken Schädel ein „Fersel“ und eine große Speiseschüssel einen „Kumpe“ – alles Namen alter Hohlmaße für Feldfrüchte. Hier war die Basis das *Malter*, das ähnlich wie beim Weinmaß je nach Beschaffenheit der Ware unterschiedlich war: 1 Malter schwere Frucht, wie Weizen und Roggen wog 71 kg, bei leichter Frucht, wie Hafer nur 42,5 kg. Nach Volumen gliederte sich das Malter (109,9 ltr.) = 4 *Virnsel* oder *Simmer* (à 27,5 ltr.) = 16 *Kumpf* oder *Sester* (à 6,87 ltr.) = 64 *Gescheid* (à 1,7 ltr.). Erst 1851 wurde in Nassau das Maltermaß mit 100 Litern vereinheitlicht. – Einige Vorsicht ist geboten, will man die alten Gewichte beim Studium antiquescher Kochbücher anwenden, denn hier ist entscheidend, in welchem Landstrich das Kochbuch erschienen ist.

Zur besseren Übersicht sind die genannten Maßeinheiten in nachstehender Tabelle alphabetisch aufgeführt, wobei noch eine Reihe alter Spezialmaße einzelner Handwerkszweige genannt wird.

Damit bei der Vielfalt der Maße alles mit rechten Dingen zugeht, bestellte der Rüdesheimer Gemeinderat schon seit Jahrhunderten 4 ständige Eicher. Dieses Amt zählte zu den Bürgerpflichten und wurde im jährlichen Turnus neu besetzt. Die Eicher hatten in einer eigenen Eidesformel zu beschwören, daß sie ihre Tätigkeit stets korrekt, unbestechlich und vor allem nüchtern ausübten. Sie gebrauchten ein umfangreiches Eichgeschirr von Zubern, Kannen und eisernen Gewichten, das alljährlich vom Gemeinderat auf seine einwandfreie Beschaffenheit geprüft wurde. In der Weinstadt hatten die Eicher alle Hände voll zu tun, um laufend die vielen Weinfässer zu eichen.

So, das war ein nützliches, aber auch recht trockenes Zahlenspiel und wir sollten dem eingangs erwähnten Weihbischof nacheifern und einen tüchtigen Schluck tun!

Alte Rheingauer Gewichte und Maße

Balthazar	Sektmaß	12 Liter
Doppelstück	Weinmaß	2400 Liter
Elle	Längenmaß	0,5522 m / nach 1857 = 0,60 m
Faden	Garnmaß	2,33 m
Feldschuh	Flächenmaß	0,21 qm
Fuder	Stückmaß	60 Gebund Stroh
Fuder, rheinisch	Weinmaß	1200 Liter
Fuß	Längenmaß	0,25 m / nach 1823 = 0,30 m
Gebund	Garnmaß	93,2 m
Gescheid	Hohlmaß	1,7 Liter
Halbstück	Weinmaß	600 Liter
Handspanne	Längenmaß	15-25 cm
Jeroboam	Sektmaß	3 Liter
Klafter	Längenmaß	2,50 m
Klafter	Holzmaß	3,88 cbm
Kleudt	Wollgewicht	12,5 kg
Klunker	Flachsmaß	1,5 kg
Kumpf	Hohlmaß	6,8 Liter
Lachter	Längenmaß im Bergbau	2,00 m
Last (Schiffslast)	Stückmaß	24000 Weinbergspfähle
Legel	Weinmaß	48 Liter
Lot	Gewicht	14,72 g / nach 1851 = 22,27 g
Magnum	Sektmaß	1,5 Liter
Malter	Hohlmaß	109,9 Liter
Malter	Fruchtmaß	80 (schwer) - 45 (leicht) kg
Malter	Holzmaß	4 cbm
Malter	Stückmaß	30 Laib Käse
Mandel	Stückmaß	15 Stück
Mannwerk = Tagewerk	Flächenmaß	340 qm
Maß	Weinmaß	1,83 l (lauter) - 1,97 l (trüb)
Mathusalem	Sektmaß	6 Liter
Morgen	Flächenmaß	3400 qm / nach 1868 = 2552 qm
Nabuchodonosor	Sektmaß	15 Liter
Ohm	Weinmaß	rd. 150 Liter
Pfund	Gewicht	471,1 g / heute 500 g
Quentchen	Gewicht	4 g
Rehoboam	Sektmaß	4,5 Liter
Reiß	Stückmaß	2,40 lfdm. Dachschiefer
Rute	Flächenmaß	21,25 qm / seit 1868 = 14,18 qm
Salmanazar	Sektmaß	9 Liter
Schuh	Längenmaß	28 cm
Sensenwurf	Wiesenmaß	ca. 2,00 qm
Sester	Hohlmaß	68 Liter
Simmer	Fruchtmaß	27,4 Liter
Spliss	Flachsmaß	150 g
Stecken	Holzmaß	1,91 cbm
Strähne	Flachsmaß	150 g
Strang	Garnmaß	2796 m
Stück	Weinmaß	1200 Liter
Stütze	Weinmaß	10 Liter
Viertel	Weinmaß	7,45 l (lauter) - 7,88 l (trüb)
Viertel	Flächenmaß	850 qm
Virmsel	Fruchtmaß	27,4 Liter
Wegstunde	Längenmaß	3750 m
Zain	Holzkohlemaß	0,81 cbm
Zentner	Gewicht	49,9 kg
Zoll	Längenmaß	2,37 - 2,50 cm

Buchbesprechungen

Ambrosi, Hans und Blum, Wolfgang: Rheingau pur – Kunst, Wein, Gastlichkeit. Verlagsgruppe Rhein Main, 4. überarbeitete und erweiterte Auflage, 144 S., Mainz 1999.

Wie ein gehörig gereifter Riesling ruft „Rheingau pur“ in seiner vierten Auflage Facetten, Eindrücke, Stimmungen hervor, die einem dem Sinnengenusse offenen Leser flugs Lust macht auf mehr – auf eine neue Entdeckungsreise in die Weinregion oder, seßhafte Nachbarschaft vorausgesetzt, auf den Sprung hinterm Ofen hervor, hinein in den „Lustgarten der Natur“ (H.v.Kleist, zitiert auf S. 14).

Nun ist die dichterische Lobpreisung aus dem Jahre 1801 so unverrückbar – leider – nicht mehr aufrechtzuerhalten, seit das einstmals fürs Auge wohlthuend belebte, nicht Stück für Stück häßlich verbaute Wein- und Gartenländchen dem gefräßigen Moloch Rhein-Main-Gebiet Jahr um Jahr schreckliche Opfer darbringen muß. Doch verstehen es die beiden Autoren, der eine, Wolfgang Blum, Rheingauer Bub von Kindesbeinen an, der andere, Hans Ambrosi, aus Berufsgründen und Überzeugung längst zu einem Stück Rheingau geworden, präziöse Örtlichkeiten auszumachen und ein kulturelles Kaleidoskop aufzublätern, daß einem das Katzenjammerige für manches gute Stündchen ausgetrieben wird. Die gestalterischen Arrangements des Grafikers Peter Quirin, die sich dem flotten Sprachduktus anverwandeln, schaffen einen optischen Reiz zum Blättern und Festlesen: neue Sicht auf Altvertrautes. Zudem wird nichts davon ausgelassen, was an aktuellen Umtrieben sich in unserer Zeit dazugesellt hat: gebietsumspannendes Rheingau Musik und Literatur Festival, Jazz, Mundart-Theater und Eltviller Burghofspiele, Privatuniversität ebs sowie Rheingauer Gourmandise. Und (fast) allem vorangestellt wird der feinsinnige Vergleich des lebenswürdigen Feuilletonisten Walther Kiaulehn von Frauen und Wein: „... der Rheingauer ist die Frau von über

dreißig Jahren, elegant, geistreich, welterfahren, die Dame unter den deutschen Weinen ...“ (S. 10).

G. Becker

Cornelius und Fabian Lange: Die Rotweinelite Deutschlands. Hallwag Verlag, Bern-Stuttgart 1999, 256 S., Ln. mit Schutzumschlag, ISBN 3-444-10556-8, DM 39,80

Die Brüder Cornelius und Fabian Lange, ihres Zeichens Architekt und Regisseur sowie „Journalisten“ und Autoren dieses Weinbuchs lehnen, wie sie auf S. 240 freimütig offenbaren, „die Blindverkostung grundsätzlich ab, da die Kenntnis der Herkunft ein wesentlicher Wahrnehmungs- und Genußfaktor beim Verkosten ist“. Was herauskommt, sind Weinbewertungen wie die folgenden, wahllos hier herausgegriffenen:

– „1988 Wallufer Walkenberg Spätburgunder Spätlese. Enorme Struktur und Reife in der Nase. Tiefgründige Frucht, die Zeit benötigt hat, um zu erblühen. Die Seerose ist grün und verschlossen, wenn sie aus dem Wasser auftaucht. In der Wärme des Morgens beginnt sie sich zu öffnen. Hummeln saugen herben Nektar aus der weißen Blüte. Ein tiefes Brummen – ein Klang wie ein japanischer Gong, den man eher spürt als hört.“

– „1997 Assmannshäuser Höllenberg Spätburgunder Auslese. Kurz aufblitzende Sternschnuppen. Trockenfruchtaromen in der Erdumlaufbahn. Zehn Jahre warten – Geduld ist eine Tugend.“

– „1997 Altenahrer Eck Spätburgunder Auslese. Der Wein ist mager und ebenmäßig wie ein Fotomodell. Schönheit durch Strenge und Konzentration, durch die eine geradezu animalische Schieferpotenz bricht: keine Frucht – dafür pures Mineral. Der Asphaltcowboy fährt einsam in das glühende Rot des Abends, die Straße reflektiert das Feuer des Himmels, im Radio spielen sie Johnny Cash.“

– „1994 Verrenberger Verrenberg In scenio Qualitätswein. Prokofieffs Violinkonzert Nr. 1. Mächtig, opulent, voll und theatralisch. Die Magie einer großen Lage.“

– „1996 Untertürkheimer Herzogenberg Spätburgunder Spätlese. Sehr fein – aber vielleicht etwas zu reifes Lesegut? Ein Hauch gerösteter Sesam. Ein Spätburgunder, der seine Arme bereits weit geöffnet hat. Marlene Dietrich im Film *The Touch of Evil* von Orson Welles. Im Hintergrund spielt das Pianola, während sie mit großartiger Herablassung und halbgeraucher Zigarette im Mund spricht.“

– „1992 Dirmsteiner Mandelpfad Sankt Laurent Auslese. Betörender Duft, der sich wie aus einem Füllhorn ergießt und vom ganzen Raum Besitz ergreift. Süßer Pfeifentabak, eine französische Confitserie, Eichenlaub im Feuer, bittersüße Schokolade. Der Himmel leuchtet in roter Nacht: der Brand von Rom. Nero steht auf dem Palatin und spielt auf der Lyra. Seine Tränen füllt er in eine hohe, schlanke, schwarze Flasche.“

Ist das ernst zu nehmen? Will das ernstgenommen werden? Ja – und zwar unbedingt. Denn die Autoren treten mit dem Anspruch auf, der Einfallsslosigkeit und der aus ihrer Sicht langweiligen Sprache der konventionellen Weinbeschreibung etwas entgegenzusetzen. Aus diesem Grund überschreiten sie die Begriffswelt der inzwischen längst wissenschaftlich abgesicherten degustatorischen Analytik bewußt und begeben sich, besoffen von ihren Formulierungen, auf das nicht überall trittfeste Parkett der Synästhesien. Nicht selten aber gleiten sie, da ihr Übermut nicht zu bremsen ist, dem Esel gleich, der, als ihm zu wohl war, auf's Glatteis ging, aus und ihre Metaphern mit ihnen.

Weiß denn jemand, wie die Musik von Johnny Cash oder Prokofieffs I. Violinkonzert schmeckt? (Ich habe weder das eine noch das andere im Ohr.) Ist die Vorstellung des pyromanen und aller Wahrscheinlichkeit nach geisteskranken Kaisers Nero in irgendeiner Weise appetitlich? (Für einen Christen, der ihn als Verfolger der Kirche des ersten Jahrhunderts kennt, ist es alles andere als das.) Und wird der von der Weinseligkeit vergangener Zeiten oftmals strapazierte Vergleich von Frauen und Wein besser, wenn man verkündet, ein Wein „mit einer vibrierenden Säure“ sei „sehr sexy“

(S. 84) oder „erregend bis in die Haarspitzen“ (S. 90)?

Wohl wahr: professionelle Weinanalytik, wie sie heute erfahrene Sommeliers und die jüngere Generation der Absolventen weinbaulicher Ausbildungsstätten durch Teilnahme an intensiven Sensorikseminaren beherrschen, kommt manchmal etwas hölzern daher. Vor allem aber setzen Weinbeschreibungen, die auf solcherart geschulter Erfahrung beruhen, viel eigenes Weinwissen, eine große Degustationserfahrung sowie Wiedererkennungstraining voraus, um verstanden zu werden. Darüber verfügt längst nicht jeder Weinfreund.

Doch während er sich, um zu verstehen, Wissen und Verkostungskennnisse nach und nach aneignen kann, dürften ein „Seidenvorhang, durch den sich der Garten schemenhaft abzeichnet“ (S. 50) als Beschreibung eines Spätburgunders – für welche seiner Eigenschaften eigentlich? – oder die Anmutung eines dunklen Raums im Wein auf ewig unverständlich bleiben. In diesem Raum von Wein, einem Pfälzer Rotwein, ahnten die Autoren, nachdem sie sich „an die Dunkelheit gewöhnt“ hatten, „die hohe Decke, die dunklen Wände“, und an diesen wahrhaft einen Tizian! (S. 167)

Gewiß, die Brüder Lange haben recht, wenn sie betonen, die Sprache sei „nur eine Krücke – eine viel zu kurze übrige -, um Sinnesempfindungen auszudrücken“ (S. 13). Aber sie vergessen leider immer wieder, was sie selbst geschrieben: „Der Versuch, Gefühle mittels Feuilletonismen zu versachlichen, hinter denen das eigentliche Empfinden zurücktritt, ist von vorneherein zum Scheitern verurteilt“ (ebd.).

In aller Deutlichkeit ist deshalb zu fragen, ob nicht durch solche Art der Weinbeschreibung der Leser mehr getäuscht und genarrt als beraten wird.

Statt über Wissbares Wein kommunikelbar zu machen, setzen die Autoren auf Anmutungen, Intuition, Invention und Improvisation. Damit bedienen sie eine gewisse Wein-Schickeria, die stets das Extravagante goutiert, heute dies, doch morgen jenes bevorzugt, und der die Meinung über ein Produkt letztlich wichtiger ist als dieses selbst. Mir fällt dazu ganz instinktiv ein Satz des alten Paracelsus ein: *mundus vult decipi, ergo decipiatur* – die Welt will betrogen sein, und so wird sie es denn auch.

Hans Reinhard Seeliger

Für unseren schönen Rheingau fördern wir

Kunst und Kultur

in ihrer ganzen Vielfalt



Volksbank  **Eltville eG**

Ihr starker, unabhängiger Partner im Rheingau seit 135 Jahren

Wilhelmstraße 1 · 65343 Eltville · Tel. 061 23/9071-0 · Fax 061 23/907172

Absender:

Walter's Druckerei GmbH
65343 Eltville im Rheingau

PVSt, Deutsche Post AG,
Entgelt gezahlt, D20825


ERBSLÖH
Geisenheim
Getränketechnologie

Ihr Erfolg ist unser Ziel

**„Wein, Bier, Sekt,
Fruchtsaft, Spirituosen,
wir sind der Spezialist
für umfassende
Problemlösungen in der
Getränketechnologie.
Rufen Sie uns an!“**

**Erbslöh Geisenheim
Getränketechnologie GmbH & Co.KG
Tel.: 0 67 22/708-0
Internet: <http://www.erbsloeh-geisenheim.de>**

Ganz in Ihrem Element